

JUNI 2020

THIS IS

AUSGABE 180

Impressum

42. Jahrgang, 2. Nummer,
Laufende Nummer: 180

Erscheinungsdatum: 05.06.2020

**Herausgeberin,
Medieninhaberin:**
Homosexuelle Initiative (HOSI)
Wien

1. Lesben- und
Schwulenverband Österreichs
(ZVR-Nr. 524 534 408)

Mitgliedsorganisation der
International Lesbian, Gay,
Bisexual, Trans and Intersex
Association (IGLA), der
International Lesbian, Gay,
Bisexual, Transgender and
Queer Youth and Student
Organisation (IGLYO) und der
European Pride Organisers
Association (EPOA)

Redakteur*innen dieses Heftes:
Cosima Appel, Nadine Beck,
Lui Fidelsberger, Andrea
Francesconi, Peter Funk,
Christian Höller, Katharina
Kacerovsky, Birgit Leichsenring,
Ulrike Lunacek, Marlene,
Martin Mayr, Günther
Menacher, Sven Mostböck,
Jürgen Ostler, Tinou Ponzer,
Veronika Reiningner, Veit Georg
Schmidt, Anette Stührmann,
Anna Szutt, Mia Mara Willuhn,
Moritz Yvon

**Besonderer Dank für die
Verteilung:** Alexander Horinek,
sowie unsere Jugendgruppe

Chefredaktion
Sven Mostböck

Kreativdirektion
Apostolos Tsolakidis

Lektorat
Paul Yvon, Lui Fidelsberger

Druck
Print Alliance HAV
Produktions GmbH
Druckhausstraße 1
2540 Bad Vöslau

Redaktionsanschrift
HOSI Wien
Heumühlgasse 14/1
1040 Wien
Tel. (01) 216 66 04
lambda@hosiwien.at

www.hosiwien.at

Inhaltsverzeichnis



46

**Die Idee, Kunst für alle
zugänglich zu machen**
Interview mit Ulrike Ottinger



32

Der Preis in der Krise
Wie die Buchhandlung
Löwenherz mit der Krise umgeht

**Woman of Color - lesbisch
sichtbar sein Nationalrat**
Ein Portrait über
Faika El-Nagashi

7



Hoppalas

In den letzten Lambda-Ausgaben waren die Credits beim Autorenfoto von Günther Menacher falsch. Korrekt ist: © Jansenberger Fotografie.

Wir bedauern dieses Versehen.

Abonnement:
Jahresversandgebühr € 15,-

Bankverbindung:
AT92 1400 0100 10143980
BAWAATWW (BAW AG-PSK)

Leser*innenbriefe und Beiträge
sowie Bestellungen früherer
Ausgaben der **Lambda** an
lambda@hosiwien.at.

**Erscheinungstermin der
nächsten Nummer:** Q3/2020

**Offenlegung nach §25
Mediengesetz:** www.hosiwien.at/
offenlegung-lambda

2 Impressum

Community & Politik

5 Community in Zeiten von Corona

6 Ein wunderbarer Mensch
Karl Gietler, 1.12.1960 - 9.6.2020

11 Jugendstil
Jugendgruppe goes online?

This Is Us

14 Luna-Check
Abschied und Neuanfang

16 Der berühmt-berüchtigte Umgang mit unseren Rechten
Einschränkung von Bewegungs- und Versammlungsfreiheit in
Covid-19 Zeiten

18 HIV und SARS-CoV-2
Was haben diese Viren gemeinsam?

20 Vienna Pride wird Global Pride
Pride lässt sich nicht unterkriegen

21 28 fahrende Regenbogen
Straßenbahnpatenschaften 2020

22 Fun with Flags
FLAGSincluded macht Wiener Schulen bunter

24 Corona und die LGBTQ Community
Die Krise trifft uns auf vielen Ebenen

26 Trans - leben
Von Einzelfällen zur breiten Sichtbarkeit

28 Intersex Community
Viele Herausforderungen und Empowerment

30 Fetisch in Zeiten von Corona
Fetisch braucht alle Sinne

34 InvisiBility
Die alltägliche Unsichtbarkeit der Bisexualität

Kultur

36 Vom Manipulator zur Lioness
150 Jahre Vibratoren

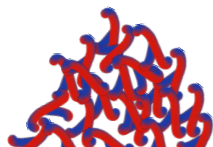
38 Buchrezensionen

40 Heimatromane mit neuer Bedeutung
Autorenvorstellung: Dominik Barta

42 Die 70. Berline
Im Zeichen von Terror, Politik und Corona

Sport

46 Über den Tellerrand schauen
Profifußballerin Viktoria Schnaderbeck



Community in Zeiten von Corona

Text Sven Mostböck



Die Corona-Welle und wir

Wir haben alle die Kurve gesehen, die es von einer exponentiellen Form auf null hinunter zu drücken galt. Wir scheinen es in Österreich geschafft zu haben – die Kurve ist nun eine Welle geworden, die gekommen und wieder gegangen ist.

Diese Metapher der Welle passt wirklich gut – vieles ist einfach weggeschwemmt worden. Plötzlich ist Home Office eine positive Möglichkeit, produktiv zu arbeiten, anstelle einer suspekten Variante des Faulenzens. Weg waren auch Hemmungen vor der Digitalisierung, als das Videotelefonat die beste, ja einzige Möglichkeit wurde, in Kontakt

zu bleiben. Weg war ebenso plötzlich die zwanghafte Sparsamkeit, das goldene Kalb des Nulldefizits. Doch ebenso verschwunden waren all die Pläne, die wir für diese Monate hatten. Für uns besonders schmerzhaft: Die Absagen von hunderten Pride-Veranstaltungen weltweit. Doch die wirklich wichtigen Dinge finden ihren Weg. Schneller, als wir schauen konnten, kamen die Alternativen, wie die Global Pride in digitaler Form (aber jetzt mit public viewing!), ein Regenbogen-Corso als spannende und si-

Als kleiner Hinweis, der nicht unerwähnt bleiben soll: wir traten so „dezent“ auf, dass es das C-Team bei den Gay Games in Amsterdam 1998 in ihren Teamdressen, die aus rot-weiß-karierten, kurzen Sportröckchen mit einer kleinen rot-geblühten Schürze bestanden (und ausgesprochen gute Beine machten), bis in das lokale Amsterdamer Fernsehen schaffte.

Kurz und gut: von „bedeckt“ auftreten in den Anfangsjahren kann keine Rede sein. Somit ist der korrekten Historie wieder Genüge getan.

Liebe Grüße,
Ernst Silbermayr

Aufbauend auf ein geführtes Interview mit dem aktuellen Vereinspräsidenten und einer Basketballspielerin, die beide keine VereinsgründerInnen sind, konnte ich so manche Erlebnisse in den historischen Anfängen des Vereins leider nicht vor Abdruck der letzten Ausgabe erfahren. Daher vielen Dank an Ernst Silbermayr und Phillip Sutter, den Vereinsgründern im Jahr 1996, für ihre ergänzenden Worte über die Anfänge des LGBTIQ-Sportvereins.*

Veronika Reininger

So schnell können sich also alle Pläne ändern. Da schwingt man im einen Moment noch auf dem Regenbogenball das Tanzbein, im nächsten Moment schließen wir das Gugg und müssen die 25. Regenbogenparade absagen. So schade das ist, so war es doch nötig. Gerade die LGBTIQ-Community weiß, wie hart ein neues Virus zuschlagen kann.

chere Variante einer Demonstration, dazu viele neue Ideen wie zum Beispiel die Diversity Box und FLAGSincluded. So schnell lässt sich unsere Pride nicht unterkriegen, sie besteht und schwimmt oben!

Wie schnell das alles passiert ist, merkt man auch an dieser Lambda. Zuerst als Pride-Ausgabe geplant, wurde sie eine Corona-Ausgabe – um nun doch Pride-Ausgabe zu sein, ein Wandel auch erkennbar an den Beiträgen. Und man sieht auch: Das Engagement aller war so hoch, dass die Lambda nur wenig verspätet erscheint.

Die nächsten Monate werden noch viele Herausforderungen bringen. Doch wenn ich mir ansehe, wie unsere Community die Krise gemeistert hat und Mangel durch Kreativität ausgeglichen hat, dann blicke ich optimistisch in unsere Zukunft. Happy Pride! 🌈

Hart sind aber auch die Folgen des Shutdowns für viele LGBTIQ-Menschen, am härtesten für jene, die in Familien leben, in denen sie Anfeindungen oder gar Gewalt ausgesetzt sind. Besonders Jugendliche trifft das besonders, vor allem, wenn sie ihre Freund*innen nicht treffen können. Deswegen danke ich an dieser Stelle unserem Jugend-Team ganz herzlich. Es hat regelmäßige Online-Jugendabende ebenso angeboten wie Unterstützung per Telefon oder E-Mail – und nebenbei noch zum IDAHIT am 17. Mai eine Online-Kampagne mit aktuellen Forderungen gestartet.

Die Folgen von Corona werden uns noch länger begleiten. Die Beschränkungen haben viele Szene-Lokale in finanzielle Nöte gestürzt, auch, weil die Hilfspakete für kleine Unternehmen oft völlig am Ziel vorbeigehen. Und die Absage von Veranstaltungen trifft LGBTIQ-Organisationen besonders hart, für die diese oft die wichtigsten Benefiz-Gelegenheiten sind, um ihre Arbeit zu finanzieren. Zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses fehlt immer noch ein Unterstützungspaket für die Zivilgesellschaft. Wenn du, liebe*r Leser*in, unsere Arbeit unterstützen willst: Wir freuen uns also doppelt über Spenden oder deinen Beitritt als neues Mitglied, beides einfach online unter www.hosiwien.at/deine-unterstuetzung/; ein Beitrittsformulare fin-

det sich auch auf Umschlagsseite dieser Lambda.

Apropos Folgen von Corona: Dass Ulrike Lunacek, eine große lesbische Vorkämpferin unserer Community, als Kultur-Staatssekretärin zurücktreten musste, ist absurd, wenn man bedenkt, dass sich halb Europa in Ischgl angesteckt hat, aber Tiroler Gesundheitslandesrat Tilg und Landeshauptmann Platter immer noch ihr Unwesen treiben. Gerechtigkeit ist offenbar auch keine politische Kategorie. Immerhin: Bei Ulrikes Rücktritt hat ihre sexuelle Orientierung keine Rolle gespielt. Bitter, wenn sich ausgerechnet so zeigt, wie viel wir erreicht haben. Auch dank ihr.

Wir sorgen jedenfalls weiter gemeinsam für Sichtbarkeit. Es ist uns gelungen, gemeinsam mit den internationalen Dachverbänden, der Pride-Organisator*innen EPOA und InterPride, am 27. Juni die weltweit erste Global Pride auf die Beine zu stellen und einen der begehrten Slots für die Vienna Pride zu ergattern. Dabei präsentieren sich internationale Prides von Bangkok über Madrid bis New York in einem Live Streams mit ihren Beiträgen. Und für die Sichtbarkeit in Wien haben wir einen fahrenden Regenbogen-Corso von Autos und Motorrädern auf der Ringstraße angemeldet. Zwar nur motorisiert, aber so können wir die Gesundheit und Sicherheit aller Teilnehmer*innen sicherstellen.

Zusätzlich haben Mitglieder unserer Jugendgruppe ein neues Projekt organisiert, FLAGincluded, das dafür sorgt, dass im Juni die Regenbogenfahne vor zahlreichen Wiener Schulen weht. Die Fahnen stellen wir mit unserer Projektpartnerin WAST, die Offenheit und Unterstützung für ihre Schüler*innen kommen von den Schulen. Das ist Sichtbarkeit für die Zukunft.

Und dann gibt es noch die Sichtbarkeit der Vergangenheit: Am 30. Juni wird feststehen, welcher Entwurf für das Mahnmal für die Opfer der NS-Homosexuellenverfolgung nun umgesetzt wird. Damit wird eine langjährige Forderung der HOSI Wien, für die wir lange intensive Überzeugungsarbeit geleistet haben, endlich erfüllt. Wir freuen uns sehr, dass die Stadt Wien hier dieses Zeichen setzt. Man sieht: Dranbleiben lohnt sich! 🌈

Text Moritz Yvon - Obmann HOSI Wien | Foto Martin Darling



Leserbrief

Liebe Lambda-Redaktion, liebe Veronika Reininger,

erstmal vielen Dank, dass ihr dem Verein Aufschlag in der Ausgabe 179 von Lambda so viel Platz einräumt. Das ist schön. Allerdings ist es mir, der 1996 zusammen mit Philipp Sutter den Verein gegründet hat, ein großes Anliegen, folgende Anmerkung anzubringen: Im Artikel steht, dass „in den ersten Jahren des Vereinslebens die Mitglieder ihre gleichgeschlechtliche Zuneigung noch bedeckt hielten, sodass selbst einer der ersten Volleyballtrainer nicht gewusst habe, schwule Spieler zu trainieren.“

Es mag sein, dass einige der damaligen Mitglieder im Verein sich in ihrem Privatleben bezüglich ihrer sexuellen Orientierung bedeckt hielten. Für den Verein als solcher galt das aber keineswegs. Im Gegenteil: uns war ein offenes Auftreten als Sportverein für schwule Männer (am Anfang waren wir eben nur Schwule) immer ein großes Anliegen. Und auch der im Artikel erwähnte Trainer wusste von Anfang an, dass wir alle schwul waren. Auch alle Hallen in Schulen mieteten wir als Verein mit dem Titel „Aufschlag – Volleyballverein für schwule Männer“ an. Und ehrlich gesagt, uns als Gruppe wäre es gar nicht gelungen, als Heteros durchzugehen. Und das war gut so!

Karl Gietler, MBA

1.12.1960 - 9.5.2020



Foto Günther Linsahlm

Stellvertretender Vorsitzender des BILLA Betriebsrates, Beauftragter des Konzernbetriebsrates für Soziales, Gesundheit und Diversity-Management, und Gründer des LGBTIQ-Firmennetzwerkes di.to. für mehr Akzeptanz am Arbeitsplatz in der REWE-Group.

Am 9. Mai verlor Karl den Kampf gegen seine schwere Krankheit und entschlief im Kreise seiner Lieben.

Karl war ein leidenschaftlicher Familienmensch, er liebte es für seine Enkel und Kinder da zu sein, wann immer sie ihn brauchten. All sein Denken und Handeln war auf seine Töchter ausgerichtet.

Beruflich und darüber hinaus war Karl Gietler sehr engagiert. So war er federführend bei der Gründung des REWE-Jugendvertrauensrates, des Schicksalsfonds, er kümmerte sich um die Gesundheitsförderung im Konzern und war Gründer des Firmennetzwerkes di.to. in der REWE-Group. Er war Unterstützer beim weißen Ring, bei Rainbows zur Unterstützung für Kinder in stürmischen Zeiten. Außerdem sorgten er und sein Mann Werner seit Jahren für die Ausbildung eines Kindes in Äthiopien durch eine Patenschaft.

Anfang 2018 hatten Karl und sein Mann Werner den Wunsch, sich für Vienna Pride und die EuroPride Vienna zu engagieren. Nach einem ersten Brainstorming mit uns entstanden bereits nach ein paar Monaten gemeinsame Projekte und Ideen, welche sich zu Großartigem entwickeln und für sehr viele Menschen sehr vieles zum Positiven verändern sollten.

Karl trug erheblich zum Erfolg der Vienna Pride und EuroPride Vienna bei und war maßgeblich daran beteiligt, dass die Sichtbarkeit von LGBTIQ-Menschen und ihre Rechte in den Vordergrund gerückt wurden. Mit durch den ganzen REWE-Konzern gestärktem Rücken und der von ihm gegründeten Gruppe di.to waren es seine

Visionen, seine unermüdliche Widerstandsfähigkeit und seine persönliche Überzeugung, Gutes zu tun, die so viel positiven Einfluss auf die gemeinsamen Projekte hatten.

So war er unter anderem dafür mitverantwortlich, dass vor zwei Jahren die ersten Regenbogenfahnen an den Eingangstüren der REWE-Supermärkte wie Billa, Bipa, Merkur, Adeg und Penny angebracht wurden und heute noch immer überall angebracht sind. In Zusammenarbeit mit Vienna Pride wurden Clever-Wasserflaschen mit dem Satz „Vielfalt ist Clever“, dem Regenbogen und dem Logo von EuroPride Vienna versehen und waren in ganz Österreich in den REWE-Supermärkten sichtbar und erhältlich.

Seiner Idee war auch zu verdanken, dass der so wichtige Pride Run Vienna durch den REWE-Konzern gestützt wurde und die Läufer*innen direkt nach dem Zieleinlauf im Pride Village von REWE-Mitarbeiter*innen mit frischem Obst und Getränken empfangen wurden. Genauso die Zeltpräsenzen von Bipa und REWE, wo Besucher*innen am Tag der Regenbogenparade ein passende Make Up auftragen lassen konnten und wo REWE-Mitarbeiter*innen oder welche, die es bald werden wollten, erstmalig die Möglichkeit hatten, vor Ort im Zelt vorbei zu schauen und sich für diese menschliche und wichtige Initiative und Mitwirkung bedanken konnten.

All das und noch viele Aktionen mehr, an denen Karl entscheidend beteiligt war, führten zu unzähligen Schreiben per E-Mail oder Social Media an uns, von Menschen, die sich bestärkt und akzeptierter fühlten und sich dafür bei uns bedankten. Für LGBTIQ-

Menschen und auch deren Familienmitglieder und Freund*innen machte all dies einen großen Unterschied aus und hat große Bedeutung.


Karl war sehr beliebt für seinen Humor, seinen Geist und seine Weitsichtigkeit, seine Güte und Menschlichkeit. Er war ein sehr ehrlicher, direkter Mensch mit einem ausgeprägten Gerechtigkeits-sinn, der sich unermüdlich und ohne seinen eigenen Vorteil zu suchen, für andere eingesetzt hat. In vielen Momenten war er für uns Motivation, Lichtblick, Energiequelle, wegweisend und ein Vorbild.

Karl Gietler gebührt großer Dank für all die Dinge, die er für die EuroPride Vienna und damit für sehr viele Menschen getan hat und dafür, dass er durch seinen Einsatz für so viele Menschen so ein großes Geschenk hinterlassen hat: seinen unermüdlichen Einsatz für Gerechtigkeit.

Es gibt ein paar wenige Menschen, die uns im Leben begegnen, die in uns Träume und Visionen zum Leben erwecken und uns daran glauben lassen, diese auch zu erreichen – und uns auch erreichen lassen. Und es gibt sehr wenige Menschen, die sich so hartnäckig für das Richtige einsetzen und unermüdlich alles daran setzen, das Vorgenommene auch zu schaffen. Karl Gietler war einer dieser seltenen Menschen. Ein Mensch, der in anderen ein Feuer entfacht hat.

Eine besondere Freude ist es, dass er seinen Lebenspartner Werner im Mai dieses Jahr noch heiraten konnte.

Unser herzliches Beileid sprechen wir seinem Ehemann Werner mit Adriana, seiner Tochter Sabine mit Matthias und Isabella, seiner Tochter Cornelia mit Christopher, Jana, Mona und Ilias, seinen Geschwistern Luisi, Manuela, Franz und Andreas mit Familien aus.

Karl Gietler war ein wunderbarer Mensch und ein starkes Vorbild und er hinterlässt viele Erinnerungen, vor allem seine selbstlosen, weitsichtigen und menschlichen Ansätze. 



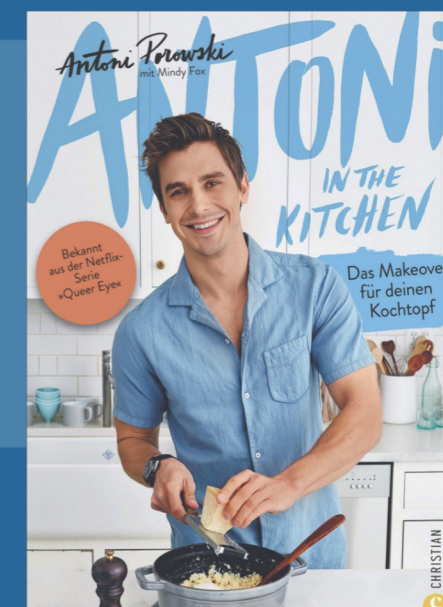
LÖWENHERZ

die Buchhandlung für Schwule und Lesben

Der durch die Netflix-Serie »Queer Eye« bekannt gewordene Star hat eigentlich Psychologie studiert - als Koch ist er Autodidakt. Sein Motto: Essen muss Geschichten erzählen, denn Bauch und Herz gehören zusammen und Liebe geht durch den Magen.

Antoni Porowski: Antoni in the Kitchen.
D 2020, 272 S. mit zahlreichen Farbbabb.,
geb., € 25.69

Buchhandlung Löwenherz
Mo bis Do 10-19 Uhr, Fr 10-20 Uhr, Sa 10-18 Uhr
tel (01) 317 29 82, buchhandlung@loewenherz.at
www.loewenherz.at
A-1090 Wien, Berggasse 8



Woman of Color lesbisch sichtbar sein im Österreichischen Nationalrat

Journalistisches
Porträt über
Faika El-
Nagashi

Text Veronika
Reininger



Foto Bettina Frenzel

„Mir liegt es sehr am Herzen, über die parlamentarische Arbeit auch Verbesserungen zu schaffen“, sagt die 43jährige Nationalratsabgeordnete der Grünen Partei Faika El-Nagashi. Es handelt sich dabei in ihren Zuständigkeiten, wie Integrations- und Diversitätspolitik, Zivilgesellschaft und Tierschutz, oft um Themen, die im starken Widerspruch zum Koalitionspartner ÖVP stehen. Die aktuelle Zusammenarbeit in der Bundesregierung von ÖVP und Grünen

Foto Michael Hochwarter



lasse sich nur umsetzen, wenn beide Koalitionspartner verlässlich aufeinander Rücksicht nehmen. Also Alleingänge eines Koalitionspartners, um inhaltlich guten Anträgen der Oppositionsparteien, die teilweise sogar ident mit früheren Grünen Anträgen sind, zuzustimmen, seien ohne große Verwerfungen, wie beispielsweise Koalitionsende und infolge Neuwahlen, nicht möglich. „Aber am Ende des Tages geht es nicht um einzelne Anträge und die Zustimmung oder Ablehnung, sondern um gesellschaftliche Veränderung und die

Realität der Menschen“, sagt El-Nagashi. Die Politikerin und lesbische migrantische Woman of Color, wie sich Faika El-Nagashi selbst nennt, fühlt sich politisch

herausgefordert. Sie kämpfe weiter, für die Rechte von Frauen*, von Migrant*innen, den LGBTIQ* Communitys, Geflüchteten, Sexarbeiter*innen und für die Rechte von Tieren, für eine gleichberechtigte, solidarische Gesellschaft. Aber sie versuche über andere Wege politischen Druck aufzubauen, durch Zusammenarbeit mit der Zivilgesellschaft und durch mediale Aufmerksamkeit. Sie versuche auch Verbündete aus dem sogenannten christlich-sozialen Umfeld, wie in Pfarren, Gemeinden und im Bürgermeister-

amt, zu kontaktieren. Denn El-Nagashi sucht nach Wegen, um die blockierende Haltung des Koalitionspartners positiv zu verändern, um eine menschliche Asylpolitik umzusetzen – vor allem für Menschen aus den griechischen Flüchtlingslagern. Ob im Parlament oder durch Regierungsinitiativen, es geht für sie um breite Bündnisse im Sinne der Vielen, deren Anliegen und Bedürfnisse nicht gehört werden.

Mit Stand-Up-Paddeln im Sommer auf einem See oder mit Radfahren halte sich die Grünen-Politikerin am liebsten sportlich fit in ihrer Freizeit. Jedoch beim Bügeln der Wäsche entspanne sie am besten, weil es für sie so beruhigend sei, aber wegen fehlender freier Zeitressourcen schaffe sie oft nur das Hemd, das sie gerade brauche, zu bügeln, sagt sie. Faika El-Nagashi wurde am dritten September des Jahres 1976 in Budapest geboren. Ihre ungarische Muttersprache zu sprechen, ihre Verwandtschaftsbesuche in der Ferienzeit und ihre enge Verbundenheit zur Großmutter haben für sie wichtige Bezüge zu Ungarn geschaffen. Als Ungarin werde sie jedoch nicht wahrgenommen, aufgrund ihres dunkelhäutigen Aussehens durch ihren

Vater. Vor rund 40 Jahren ist sie mit ihrer ungarischen Mutter, ihrem ägyptischen Vater und ihrem ein Jahr jüngeren Bruder nach Österreich gezogen. Im Jahr 2006 war sie als 30jährige junge Frau das erste Mal in Ägypten, wo sie weder die Sprache spricht, noch dem dort vorherrschenden Frauenbild entspreche. Nur wegen ihres äußeren Erscheinungsbildes werde sie dort als Ägypterin gesehen. Jedoch in Wien lebt und arbeitet sie, spricht am besten die deutsche Sprache und hat bereits mit 17 Jahren ihren österreichischen Pass erhalten. Dennoch werde sie oft, wegen ihres Aussehens, nach ihrer Herkunft gefragt, sagt El-Nagashi. Sie habe sich früher viel zwischen den Stühlen gefühlt, was infolge für sie eine intensive Identitätsfindung bedeutet. Aber mit der Zeit habe sie sich mit ihren drei Nationalitäten gut arrangiert und es inzwischen als großen Gewinn von Freiheit wahrgenommen. Ihre persönliche Perspektive habe sich dadurch erweitert und helfe, sich in andere Menschen gut hinein zu versetzen. Mit ihren vielen Widersprüchen in einer Person vereint, möchte sie damit auch viele junge Menschen, die sich in ähnlichen Situationen befinden, ansprechen und in ihrer Verantwortung ein Vorbild für sie sein. Bereits mit 16 Jahren habe sie ihr erstes Coming-out gehabt, als sie auch für sich selbst ihre sexuelle Orientierung, lesbisch zu sein,

Foto privat, El-Nagashi



bewusst wahrgenommen hat. Drei Jahre später hat sie sich im Rahmen ihrer politischen Arbeit in der Österreichischen HochschülerInnenschaft und im europäischen Netzwerk der LGBTIQ*-, Frauen- und intersektionalen Diversitätsbereiche zum zweiten Mal sichtbar geoutet: Als erste und jüngste Referentin war sie für vier Jahre beim neugegründeten Referat für homo-, bi- und transsexuelle Angelegenheiten an der Universität Wien angestellt. Sie habe ein Vorlesungsverzeichnis über Geschlechter- und Sexualforschung mitveröffentlicht, Lehrveranstaltungen zum Thema Homosexualität und Wissenschaft sowie einmal im Jahr eine wiederkehrende lesbisch-schwule Aktionswoche organisiert. Ihr anfängliches Interesse Archäologie zu studieren setzte sie nicht in die Tat um, sondern bevorzugte Dolmetsch für Deutsch, Englisch und Ungarisch. Danach inskribierte sie sich für

Frauenforschung mit Finnougristik in der Fächerkombination. Erst später studierte sie Politikwissenschaft, weil sie als politische Aktivistin großes Interesse daran hatte – aber an eine berufliche Karriere als Politikerin habe sie damals noch nicht gedacht, sagt heute die Politikerin El-Nagashi. In den Jahren 2000 bis 2011 hat sie sich beruflich in der feministischen, antidiskriminierenden und migrantischen

Nichtregierungsorganisation LEFÖ mit dem Schwerpunkt Frauen in der Arbeitsmigration beschäftigt. In diesen elf Jahren habe El-Nagashi sich damit viel auf der europäischen und internationalen Ebene vernetzt, das Thema Migrantinnen in der Sexarbeit für ihre Diplomarbeit ausgewählt und im Jahr 2009 mit Magistra phil. abgeschlossen, sagt sie. Infolge habe sie weitere berufliche Erfahrungen erworben, so auch in den Bereichen der Entwicklungszusammenarbeit sowie in der LGBTIQ*-Dachverbandsorganisation in Brüssel. Dort habe sie auch die Rechte der Minderheiten und LGBTIQ*-Community in ihrem nationalen Kontext eingefordert, sagt sie.

Zurück aus Brüssel hat sie im Jahr 2013 als sozialpolitische Referentin im Ratshausklub bei den Grünen Wien zu arbeiten angefangen. Damit setzte sie ihren

Jugendgruppe goes online?

Chancen
im
Netz
&
Hoffnung
auf
Wiedersehen



Text Cosi Appel

ersten Schritt in ihr politisches Berufsleben einer Partei. Aber es sei für sie nicht einfach gewesen von einer Bewegung der Nichtregierungsorganisationen zu einer politischen Partei zu wechseln. Im darauf-

tionalrat angelobt. Sie beschäftigt sich mit nationalen Themen, die vor allem auf der Bundesebene politisch wirken, aber sie möchte auch die politischen Veränderungen des Gesellschaftssystems errei-

einzubringen. Im Grünen Klub des Parlaments gibt es aber auch unterschiedliche Positionen: So haben die KollegInnen im Umweltbereich bessere Möglichkeiten ihre grünen Ansprüche und Positionen mit Erfolg umzusetzen, während El-Nagashi von dem Koalitionspartner ÖVP im Integrations- und Diversitätsbereich inhaltlich noch blockiert wird. Denn das Umwelt-, Verkehr- und Klimaschutzministerium ist ein großes grünes Ministerium, wo sich viel bewegt, wenn nicht Covid-19 eine Gesundheitskrise weltweit verursacht.

Am fünften Mai des Jahres 2020 gibt es für die Politikerin Faika El-Nagashi und ihre Partnerin, die beruflich selbständig als Filmemacherin künstlerisch aktiv ist, auch etwas Erfreuliches zu feiern: Die beiden Frauen befinden sich, wegen Covid-19 mit Mund-Nasen-Schutzmasken und eigenen Kugelschreibern ausgestattet, in einem, am Vortag zum Glück wieder geöffnetem, Standesamt in Wien: Sie verpartnern sich und geben einander das Ja-Wort an ihrem achten Jahrestag. „Es geht uns um die rechtliche Anerkennung und Gleichbehandlung, aber für unsere Gefühle und Lebensentscheidungen brauchen wir keinen Sanctus“, sagt schließlich El-Nagashi glücklich darüber.



folgenden Jahr kandidierte sie für die Landtags- und Gemeinderatswahl in Wien, wo sie in den Jahren 2015 bis 2019 ihr politisches Mandat als Landtagsabgeordnete der Grünen praktiziert hat. „Ich fühle mich weiterhin der Rolle als politische Aktivistin stark verbunden und kann es sehr gut mit meiner Position als Berufspolitikerin vereinen“, sagt sie. Ihre ständige, kontinuierlich gute Zusammenarbeit mit der Zivilgesellschaft erde sie soweit, um auch als Abgeordnete zum Nationalrat genügend Zeit und anerkennenden Respekt gegenüber der Zivilgesellschaft zu behalten. Auch durch die Arbeit in der Partei und in der Kommunalpolitik in Wien habe sie sich gut vorbereitet für ihre aktuelle Position im österreichischen Nationalrat. Seit Herbst 2019, nach einem erfolgreichen Comeback der Grünen, ist El-Nagashi nun als Abgeordnete zum Na-

chen. So kritisiere sie dieses bestehende System der Gesellschaft, weil sie auch in einer besseren Gesellschaft leben möchte. Aber die inhaltlichen Differenzen in dieser türkis-grünen österreichischen Bundesregierung sehe sie auch und sagt dazu: „Es ist wichtig im grünen heterogenen Parlamentsklub die Kritik zu behalten, um zu diskutieren, zu reflektieren, zu hinterfragen und um zu sehen, welche Art der Politik wir im Moment machen“. In Bezug auf die erste türkis-grüne Bundesregierung sagt die Nationalratsabgeordnete El-Nagashi, die auch in ihrem Arbeitsbereich für ein gemeinsames Regierungsprogramm mitverhandelt hat: „Ich nehme meine Verantwortung für die grüne Politik ernst und akzeptiere es kritisch“. Sie setze sich für eine radikale Veränderung des Systems ein und versuche sich damit in möglichst vielen medialen Kanälen

In meinem Kopf tummeln sich einige Gedanken rund um die Pandemie. Manche sind greifbarer als andere. Zwischen Angst und Sehnsucht besucht mich wiederkehrend ein Gedanke: Wir hoffen täglich auf bessere Nachrichten, erneuern den Newsfeed alle paar Minuten und doch wird meist nur dasselbe berichtet. Dabei – so scheint es mir – spricht niemand über die Auswirkungen dieser Situation auf Communitys. Daher ist es mir ein Anliegen, die Beeinträchtigungen auf unsere lokale LGBTIQ*-Community kurz zu diskutieren.

Unsere Jugendgruppe trifft sich normalerweise immer donnerstags: Ein Abend, der für viele von uns zum Alltag gehört. Ein Abend, der die Woche ein wenig bunter macht und das Gefühl von Zusammengehörigkeit vermittelt. Unsere Donnerstage leben von persönlichen Gesprächen. Wir knüpfen Kontakte, tauschen uns aus, lachen oder weinen auch mal zusammen. All das fällt nun weg. Wir können unsere Unterstützung als Jugendteam nur virtuell anbieten, doch schafft der Bildschirm eine Distanz. Die regelmäßigen Zoom-Meetings können den Jugendabend schlichtweg nicht ersetzen. Unsere Community basiert nun mal auf dem Fundament des persönlichen Kontakts, wodurch wir erkennen, dass wir nicht alleine sind. Ich denke an alle Besucher*innen, deren häusliche Situation nicht angenehm ist. An alle Besucher*innen, die sonst donnerstags ihren Safe Space nutzen konnten. An alle Besucher*innen, für die solch eine Isolationssituation psychisch sehr belastend ist. Abgesehen von den psycho-sozialen Auswirkungen, ist auch der politisch-aktivistische Aspekt betroffen.

Allen voran steht die abgesagte Vienna Pride mit der Regenbogenparade, das wohl wichtigste Ereignis für die Community, denn Repräsentation und Awareness von und für LGBTIQ*-Personen wird noch lange ein gesellschaftliches Thema bleiben. Doch nun müssen wir unsere Gesundheit priorisieren. Was können wir also stattdessen unternehmen, um nicht ganz in all den bedrückenden Nachrichten unterzugehen? Wie können wir trotz aller Umstände versuchen, aktiv zu bleiben? Einen anfänglichen Schritt haben wir zum 15. IDAHIT gesetzt, als wir Menschen mobilisierten, mit uns gemeinsam Forderungen online zu formulieren. Unter #MehrAlsEhe verbreiteten wir Bilder von uns mit LGBTIQ*-Flaggen und Fotos von Schildern unserer Forderungen. Zudem riefen wir die Menschen auf, am 17.05. ihre Flaggen aus den Fenstern zu hängen. Durch diese Aktion konnten wir ein Stück weit Sichtbarkeit schaffen. Andere

Formate, wie beispielsweise #leavonoonebehind – eine Initiative der Seebrücke, die sich für geflüchtete Menschen einsetzt – dienten uns hierbei als Vorbild.

Unsere Möglichkeiten als Jugendteam sind also gerade ausgedünnt, doch durchaus vorhanden. Für den Pride-Monat werden wir uns ähnliche Aktionen überlegen und so den aktivistischen Geist weiterleben lassen. Die Repräsentation und Sichtbarkeit der LGBTIQ*-Community hängen nicht von einer Pride-Parade oder einem Pride-Monat ab, sie bestehen das ganze Jahr. Durch die diversen Möglichkeiten der Online-Welt können wir das zum Ausdruck bringen – vielleicht sogar mehr als sonst. Und wer weiß, vielleicht sehen wir uns beim Erscheinen der nächsten Lambda-Ausgabe auch wieder persönlich.

Bis dahin Happy Pride, stay safe & healthy.



Gugg
CAFÉ UND
VEREINS-
ZENTRUM

Regelmäßig

Lesbenabend: Mittwoch, ab 19:00 Uhr (nur für Frauen)

Queer Youth Cafe

Coming-Out-Treff, Donnerstag, 17:30 – 19:00

Jugendabend (für alle bis 28), Donnerstag, ab 19:00

Queer-Yoga: Sonntag, ab 12. April, 19:00 - 21:00

50+ Prime Timers: jeden 3. Dienstag im Monat, 18:00-22:00

Wo? Heumühlgasse 14/1, 1040 Wien (U4 Kettenbrückengasse)

Alle Events Tages- und Corona-aktuell auf hosiwi.at/events

Du möchtest das Gugg buchen? Melde Dich unter OFFICE@HOSIWIEN.AT



Foto
Thomas Topf - Parlamentsdirektion

**Eingeschränkt in noch mehr unserer Rechte
Doppelt betroffen durch zwei Viren
Widerstandsfähig und voller Pride
Bunter im Alltag
Hart getroffen auf allen Ebenen
Viel häufiger als gedacht
Immer noch unserer Selbstbestimmung beraubt
An allen Sinnen interessiert
Ausgezeichnet
Unsichtbar innerhalb der Community**

Luna-Check

Abschied und
Neuanfang

„Ich habe in meinem schon recht langen Leben oft gewonnen, manchmal auch verloren. Das gehört im Leben dazu.“

Dieser Satz aus meiner Abschiedsrede¹ am 15. Mai 2020 beschreibt recht gut, mit welcher Haltung ich mich entschieden hatte, mein Amt in dieser türkis-grünen Bundesregierung zurückzulegen: Wenn mir meine Ziele nicht mehr gelingen, wenn ich meine Stärken nicht mehr gut einsetzen kann, dann muss ich dies zur Kenntnis nehmen – und den Platz frei machen für jemand anderen.

Am 15. Mai vor einem Jahr sah die Welt noch ganz anders aus: Ich habe die Grünen im Europa-Wahlkampf unterstützt, mit Werner Kogler an der Spitze, der eineinhalb Jahre nach dem Debakel vom Oktober 2017 hoffte, gemeinsam mit Sarah Wiener und Monika Vana erstmals wieder einen bundesweiten Wahlerfolg einzufahren und damit die Weichen zu stellen für eine Rückkehr auf die bundespolitische Ebene.

Am 15. Mai vor einem Jahr wussten wir alle noch nicht, dass wenige Tage später, am Samstag, dem 19. Mai, das Ibiza-Video online gehen, wenige Tage darauf die türkis-blaue Regierung passé sein und für September 2019 Neuwahlen ausgeschrieben würden. Neuwahlen, die uns Grüne nach der erfolgreichen Europawahl den Wiedereinzug in den Nationalrat bringen sollten – und gleich darauf den Eintritt in Regierungsgespräche/-sondierungen/-verhandlungen. Auch ich war dabei, für Außen- oder EU-Ministerin/Staatssekretärin im Gespräch, aber daraus wurde nichts, die ÖVP bestand darauf, dass diese Themen bei ihr blieben. Dann am Silvesterabend 2019 kam der Anruf von Werner Kogler, ob ich nicht Staatssekretärin für Kunst und Kultur werden wollte. Ich hatte nur wenige Stunden um zu entscheiden – ich wusste um das Risiko, da ich zwar stets an Kunst und Kultur interessiert war, jedoch nicht aus dem Kunst- und Kulturbetrieb kam. Doch dieses Angebot – bei einer ersten Bundes-Regierungsbeteiligung der Grünen dabei zu sein – nicht anzunehmen, das konnte ich mir auch nicht vorstellen, und wir hatten ja, gerade für Kunst und Kultur, ein sehr gutes Regierungsprogramm erarbeitet! Die Skepsis von vielen in der Branche mir gegenüber war von Anfang an groß. Mir war klar: Nur mit

vielen Gesprächen, mit Zuhören und Dialog mit so gut wie allen in Kunst und Kultur Tätigen in allen neun Bundesländern konnte mir eine Wende hin zu mehr Vertrauen gelingen. Doch Corona-bedingt musste ich nach meinen ersten Bundesland-Tagen Anfang März in Salzburg und Oberösterreich den Rest der Tournee absagen. Alles Weitere ist bekannt:

Ab Mitte März ging Österreich in Corona-Quarantäne, alle meine Pläne zur Umsetzung des Regierungsprogrammes musste ich hintanstellen: Fair Pay z.B., um endlich für die Tausenden prekär arbeitenden KünstlerInnen, KulturvermittlerInnen und andere im Bereich Tätigen gerechtere und nachhaltigere Arbeitsbedingungen zu schaffen – etwas was alle Vorgängerregierungen über Jahrzehnte verabsäumt hatten (das bestätigte mir in einem persönlichen Gespräch auch der jetzige SPÖ-Kultursprecher Thomas Drozda).

Am 15. Mai vor einem Jahr ahnten also weder ich noch sonst irgendjemand, dass die Grünen inkl. mir selbst ab Jänner Teil einer Bundesregierung sein würden – und ich genau ein Jahr später meine Zeit als Staatssekretärin schon wieder beenden musste.

Nichtsdestotrotz werden meine Entscheidungen in diesen knapp viereinhalb Monaten weiterwirken: So etwa wird der österreichische Beitrag zur nächstjährigen Kunstbiennale in Venedig – mittlerweile auf 2022 verschoben – von zwei der dynamischsten und international renommiertesten Künstlerinnen, die unser Land derzeit hat, bestritten, nämlich der Installations- und Performancekünstlerin Jakob Lena Knebl und der Konzept- und Videokünstlerin Ashley Hans Scheirl. Die Arbeiten des „queeren Duos“, wie die Kleine Zeitung titelte, sind „innovativ, mutig und unkonventionell“, sagte ich bei der Präsentation der beiden am 25. Februar, die beiden zeigten eine „multimediale und humorvolle Auseinandersetzung mit Geschlechteridentitäten“.

Das Naturhistorische Museum bekommt ab Juni eine neue Direktorin: Die renommierte Berliner Naturwissenschaftlerin Katrin Vohland übernimmt das Amt. Ihre Präsentation hatte mich aufgrund ihrer zukunfts- und publikumsorientierten Visionen und kon-

kreten Ideen beeindruckt, und ich bin überzeugt, ihr wird gelingen, was in einer Evaluierung ihres bisherigen Arbeitsplatzes, des Museums für Naturkunde in Berlin, vor Kurzem stand: „Von einer Sammlung *über* die Welt und die Vergangenheit hat sich das Museum nun zum Ziel gesetzt, eine Institution *für* die Welt und die Zukunft der Menschheit zu werden.“ (Übersetzung UL).

Corona-bedingt musste auch die Suche nach einem geeigneten Platz, einer geeigneten Straße für Rudi Gernreich (s. letzte Lambda) pausieren – aber ich habe vor, mich auch ohne meine Funktion als Staatssekretärin dafür einzusetzen!

Was werde ich jetzt also mit meiner wiedergewonnenen Freiheit und Zeit tun?

Da gibt es ein breites Betätigungsfeld, einige Projekte aus dem letzten Jahr möchte ich nun weiterbearbeiten, so etwa das Buchprojekt über die Berufsgeschichte meines Vaters (Molkereidirektor in Niederösterreich ab Mitte der 1950er Jahre bis Raiffeisen-Warengeneraldirektor bis Anfang der 1990er Jahre), mit Ereignissen aus dem Leben meiner Mutter als roter Faden – eine Mischung aus Zeitgeschichte (wie der Erfindung des NÖM-Mix unter meines Vaters Ägide zu Beginn der 1970er Jahre) und persönlichen Erinnerungen von WegbegleiterInnen. Und für die nächstjährige große LGBTI-Menschenrechtskonferenz im Rahmen der WorldPride und EuroGames 2021 in Kopenhagen bin ich im International Advisory Board – und kann mich jetzt den Vorbereitungen dafür wieder stärker widmen.

LGBTI-politisch gibt die Welt im Großen und die EU im Kleinen – mit und ohne Covid-19 – ein alles andere als günstiges Bild ab: Autoritäre Regime werden populärer, und in der Europäischen Union ist – neben dem von der reaktionären PIS regierten Polen mit den gefährlichen „lgbti-freien Zonen“ in einigen Orten – Orbáns Ungarn das Gegenstück eines progressiven offenen Europa: Erst vor Kurzem hat Orbán mit seiner Parlamentsmehrheit zum Schlag gegen Trans- und Intersexpersonen ausgeholt. Diese Tendenzen finden sich auch in der knapp vor dem heurigen IDAHOT-

Tag am 14. Mai in Wien präsentierten jüngsten großen Studie der EU-Grundrechteagentur (FRA): Mit fast 140.000 TeilnehmerInnen ist diese Studie die größte ihrer Art, und ist die zweite seit der Studie über LGBT-Menschen in der EU im Jahr 2012/veröffentlicht 2013. In diesen sieben Jahren, zu diesem Schluß kommen die AutorInnen, hat es „wenig Fortschritt“ gegeben...

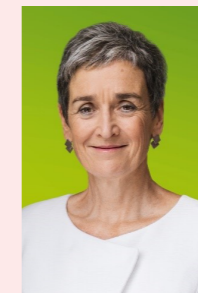
Also bleibt für mich und für uns alle viel zu tun, mit und ohne Covid-19!

Ein persönliches PS: Ich freue mich, dass die Lambda-Redaktion mich gebeten hat, auch weiterhin vierteljährlich meine „Luna-Checks“ zu schreiben – so wie ich seit mittlerweile rund 25 Jahren regelmässig für die Lambda-Nachrichten schreibe –

ab Anfang 2000, als ich dann Nationalratsabgeordnete war, stand meine Kolumne fast zwei Jahrzehnte lang unter dem Titel „Aus dem Hohen Haus“ bzw. ab Anfang 2010 dann „Aus dem Europäischen Hohen Haus“.

Heuer ist es nämlich genau ein Vierteljahrhundert her, dass ich mich entschied, von der zivilgesellschaftlichen Arbeit (in der Entwicklungspolitik und ehrenamtlich im Österreichischen Lesben- und Schwulenforum) in die Partei- und Parlamentspolitik zu wechseln, und meine Nationalrats-Kandidatur als u.a. erste offen lesbische Politikerin Österreichs (offen schwule Politiker gab es damals auch nicht) für die Grünen vorzubereiten. Bei aller nötigen Kritik daran, dass vieles immer noch nicht „gut“ ist in diesem Land: Im Vergleich zu damals, vor 25 Jahren, haben wir sowohl and Gesetzen wie auch an Sichtbarkeit vieles erreicht in diesem Land!

Text Ulrike Lunacek



langjährige Nationalrats- und Europaparlamentsabgeordnete der **Grünen**, war von Jänner bis Mai 2020 Staatssekretärin für Kunst und Kultur, und ist nun wieder freiberuflich tätig.

¹ Der Link zur Rede, ab Minute 9: https://www.facebook.com/watch/live/?v=578233799468833&ref=watch_permalink



Die politischen Maßnahmen zur Bekämpfung des Virus SARS-CoV-2 brachten eine Fülle unterschiedlichster Gesetze und Verordnungen hervor. Ausgangsgesetzeslage war das Epidemiegesetz 1950, das Vorkehrungen zur Verhütung und Bekämpfung anzeigepflichtiger Krankheiten sowie staatliche Entschädigungsansprüche und Vergütungsleistungen für Verdienstentgänge von Unternehmern vorsieht. Das am 15.3. erlassene COVID-19-Gesetzespaket trat zu dem Epidemiegesetz hinzu, verdrängt es teilweise und regelt Besonderes zur gegenwärtigen Pandemie (u.a. budgetäres; arbeitsmarktpolitisches; den COVID-19-Krisenbewältigungsfond, auf

Gemäß § 1 dieser Verordnung war das „Betreten öffentlicher Orte verboten“. § 2 dieser Verordnung normierte Ausnahmen: Das Betreten öffentlicher Orte war erlaubt zur Abwendung unmittelbarer Gefahren für Leib, Leben, Eigentum (Z 1); zur Hilfeleistung unterstützungsbedürftiger Personen (Z 2); zur Deckung der notwendigen Grundbedürfnisse des täglichen Lebens (Z 3); für berufliche Zwecke (Z 4); wenn der öffentliche Raum alleine oder mit haushaltseigenen Personen/Haustieren betreten wird (Z 5) (Achtung: hierbei durften aber bis 13.4. keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzt werden = § 3 der Verordnung). Zu haushaltsfremden Perso-

Einschränkung von Bewegungs- und Versammlungsfreiheit in Covid-19 Zeiten

den Unternehmen anstelle der umfassenden Vergütungsleistungsansprüche wegen Verdienstentgängen des Epidemiegesetzes beschränkt sind, sowie ein Gesetz betreffend vorläufiger Maßnahmen zur Verhinderung der Verbreitung von Covid-19 (COVID-19-Maßnahmegesetz)). In den darauf folgenden Wochen wurden weitere Covid-19-spezifische Gesetze beschlossen.

Im Fokus dieser Kolumne steht insbesondere § 2 dieses gerade erwähnten COVID-19-Maßnahmegesetzes, der Ausgangspunkt für Einschränkung der Bewegungsfreiheit und Versammlungsfreiheit ist. Er normiert nämlich, dass u.a. der Sozialminister Verordnungen erlassen darf, die „ein Betreten von bestimmten Orten“ untersagen. Die beiden Grundrechte „das Bundesverfassungsgesetz über den Schutz der persönlichen Freiheit“ sowie „Art 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK)“ schützen allerdings die Bewegungsfreiheit des Menschen und lassen Einschränkungen nur auf verhältnismäßige Weise zu. Auf Basis des § 2 hat der Sozialminister eine „berühmt-berüchtigte“ Verordnung zu Ausgangsbeschränkungen am 15.3. erlassen, die bis 30.4. in Kraft war. Viele Strafverfügungen wegen Verstößen gegen die Verordnung wurden verhängt. Ob die Verordnung die Bewegungseinschränkung auf verfassungswidrige Weise einschränkte oder sie gar aus anderen Gründen rechtswidrig ist (siehe weiter unten), werden letztlich Verwaltungsgerichte und Höchstgerichte zu klären haben. Auch wenn es dabei um Details und rechtlich in die Tiefe geht, handelt es sich nicht um juristische Spitzfindigkeit, weil die verhängten Strafen drakonisch hoch sind.

nen war (außer bei den unmittelbaren Gefahren und in Bezug auf die Personen, denen geholfen wird) ein Sicherheitsabstand von 1 Meter einzuhalten.



Foto © Janneberger Fotografie

Folgende Fragestellungen haben sich dabei ergeben: Widerspruch diese Verordnung dem COVID-19-Maßnahmegesetz, da dieses (§ 2) nur Verordnungen bzgl. Betretungsverboten von bestimmten Orten (das wären z.B. einzelne Spielplätze, Schulen) zuließ, in dieser Verordnung aber pauschal der ganze öffentliche Raum umfasst ist?

Außerdem: Wozu braucht man* unter Z 1-4 die diversen aufgezählten Ausnahmen, wenn es unter Z 5 schlussendlich sowie hieß, dass der öffentliche Raum (grundlos, da an dieser Stelle keine Einschränkung normiert war) alleine, mit haushaltseigenen Personen/Haustieren betreten werden darf, solange gegenüber haushaltsfremden Personen 1 Meter Abstand gewahrt sei. Man dürfe schon auf Basis der Z 5 spazieren gehen, einkaufen gehen, Sport im Freien betreiben, Leuten helfen, sonst irgendetwas unterwegs tun, solange 1 Meter Abstand zu Freund*innen, die mit dabei sind, gewahrt sei. Die Antwort der Politik war, dass Z 5 schon etwas spezielles regle, nämlich, dass eine Unternehmung mit Freund*innen deswegen nicht erlaubt sei, weil „alleine betreten“ implizieren würde, dass man* sich eben gerade alleine im öffentlichen Raum aufhalten möge und sich nicht mit Freund*innen verabreden solle.


Ebenso interpretationsbedürftig war die Frage, was ein Grundbedürfnis des täglichen Lebens (Z 3) sei. Nicht nur Supermarkt- und

Apotheken- und Arztbesuche, sondern auch Besuch von Partner*innen fielen darunter, antwortete bald die Politik. Was war aber, wenn alleine in faktischer Isolation lebende Personen ein Minimum an sozialen Kontakten suchen wollten, um keinen psychischen Schaden zu erleiden und sich daher im öffentlichen Raum mit jemandem* trafen; oder wenn jemandem* aus gesundheitlichen Gründen von Ärzt*innen geraten wurde, „zur Erholung ins Grüne zu fahren“, sie*er kein Auto besaß und die Öffis nutze (keine Öffi-Nutzung erlaubt bei Z 5!); fielen solche Handlungen unter Z 3 und waren daher doch erlaubt?

Sofern man* die Z 5 wenig freiheitseinschränkend interpretiert, könnte man nun argumentieren, dass nach wie vor Versammlungen und Demonstrationen unter Wahrung von Abständen und Sicherheitsvorkehrungen erlaubt gewesen sein sollten. So jedenfalls namhafte Verfassungsjurist*innen. Die Behörde könne angemeldete Versammlungen nicht pauschal verbieten, sie müsse einzelfallgerecht allenfalls Auflagen den Veranstalter*innen und Organisator*innen erteilen. Behörden und Politik vertraten jedoch keine allzu freiheitsliebende Interpretation und so blieb das Organisieren von Demonstrationen de facto verwehrt. Das, obwohl das Recht auf Versammlungsfreiheit (Demonstrationsfreiheit) ein Grundrecht (Art 12 Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, Art 11 EMRK) ist. Auch enthält die genannte Verordnung des Sozialministers kein explizites Versammlungsverbot oder spezifische Einschränkungen dazu.

Des Weiteren war zwischen 11.3. und 10.4. eine Verordnung des Magistrats der Stadt Wien (MA 15) in Kraft, die sämtliche Veranstaltungen im Wiener Landesgebiet untersagte, wenn dabei mehr als 500 Personen im Freien oder mehr als 100 Personen im geschlossenen Raum zusammenkamen (letzte Zahl wurde mit 3.4. auf 5 (!) haushaltsfremde Personen hinunter nivelliert). An Hand der 500 Personen-Grenze konnten Versammlungen zumindest teilnehmer*innenmäßig eingegrenzt werden und dies meines Erachtens wohl im verfassungsrechtlich verhältnismäßigem Rahmen. Anders ist es jedenfalls mit der 5-haushaltsfremde-Personengrenze, die, denke ich, auch für den privaten Raum (z.B. Wohnungen) gelten sollte (da keine Ausnahme für den privaten Raum in der Verordnung zu erblicken war). Derartige Versammlungsbeschränkungen im privaten Raum sind aber sicherlich verfassungswidrig (gegen Art 8 EMRK, Recht auf Privatleben verstoßend). Abgesehen von dieser Norm gab es für den privaten Raum aber keine Versammlungs- oder Betretungseinschränkungen. Und die oben referierte Verordnung des Sozialministers bezieht sich auch nur auf den öffentlichen Raum.

Seit 1.5. gilt die COVID-19-Lockerungsverordnung. Wenngleich selbige hinsichtlich vieler Lebensbereiche tatsächlich Lockerungen vorsieht, ist folgendes zu hinterfragen: Rein formell rechtlich gesehen müsse zur Betretung des öffentlichen Raums nun keine Ausnahme mehr gem. § 2 Z 1-5 der alten Verordnung vorliegen. Ohne jeglichen Grund dürfe nun der öffentliche Raum betreten werden, solange gegenüber haushaltsfremden Personen der 1-Meter-Abstand gewahrt wird. Diese Neuerung wurde uns politisch als Lockerung verkauft. Wenn man* allerdings schon die alte Regelung als wenig freiheitseinschränkend interpretiert hatte (siehe oben), ändert sich diesbezüglich nichts. Darüber hinaus schränkt sogar § 10 Zusammenkünfte im öffentlichen Raum auf 10 Teilnehmende ein und auch hier gilt der 1-Meter-Abstand gegenüber haushaltsfremden Personen (gilt nicht im privaten Raum, „Homepartys“ daher erlaubt!). Eine solche Einschränkung gab es zuvor nicht (sofern man* die alte Regelung schon wenig freiheitseinschränkend interpretierte und bei sämtlichen Zusammenkünften im öffentlichen Raum den Mindestabstand einhielt). Glücklicherweise gilt diese 10-Personen-Grenze explizit nicht für Demonstrationen. Diese werden nun wohl hoffentlich – unter entsprechenden Auflagen – behördlich genehmigt werden.

Immer wieder war nun von „Verordnungen“ die Rede. Diese sind von Verwaltungsorganen (z.B. dem Bundesminister, dem Magistrat) erlassene generelle Rechtsakte. Sie erfolgen auf Basis von Gesetzen, welche das Parlament als gesetzgebendes Organ beschließt. Verordnungen sind demnach Gesetzen untergeordnet und dürfen ihnen nicht widersprechen. Ähnlich wie (eine Stufe höher) Gesetze der Verfassung nicht widersprechen dürfen. Zwar könnte man* meinen wir befänden uns wegen der Corona-Pandemie in einer Notsituation und so könnten doch vielleicht Verwaltungsorgane der Dringlichkeit halber „Notverordnungen/Notakte“ ohne gesetzliche Bindung und mit gar gefährlich freiem Spielraum erlassen, wie man es aus krisengebeutelten anderen Ländern immer wieder gehört haben mag. Ein inhaltlich eingeschränktes Notverordnungsrecht besitzt aber nur einerseits der Bundespräsident (Art 18 Abs 3-5 B-VG) (welches er, um nicht einseitig zu viel Macht übertragen zu bekommen, nur auf Vorschlag der Bundesregierung einsetzen darf, wobei die Bundesregierung bei ihrem Vorschlag ein Einvernehmen mit dem sogenannten ständigen Unterausschuss des Nationalrats finden muss). Andererseits gibt es ein ebenso gut abgesichertes Notverordnungsrecht von Landesregierungen (Art 97 B-VG). Mit unserer Verfassung sind wir gut davor geschützt, dass einzelne Kräfte Krisenzeiten ausnützen, um die Staatsmacht an sich zu reißen. 

HIV und SARS-CoV-2

Text Birgit Leichsenring



Foto Jürgen Hommeschmid

Was haben zwei so unterschiedliche Viren gemeinsam?

Das Jahr 2020 wird als „das Jahr der Corona-Krise“ in Erinnerung bleiben und sich damit „SARS-CoV-2“ weltweit ins Gedächtnis einbrennen.

Nur äußert wenige Viren haben bislang einen solchen (unrühmlichen) Bekanntheitsgrad erlangt. Ein anderes Virus, welches sich hier mit einreicht, ist natürlich HIV. Auf den ersten Blick sind dies eigentlich zwei sehr unterschiedliche Viruserkrankungen, die nicht viel miteinander zu tun haben. Tatsächlich gibt es jedoch Zusammenhänge, sogar auf ziemlich unterschiedlichen Ebenen.

HIV-Medikamente und SARS-CoV-2

Derzeit wird mit Hochdruck daran gearbeitet, Medikamente zur Behandlung von Covid-19-Patient*innen zu finden. Natürlich wird auch zunächst „in den Schubladen gewühlt“, ob es bereits bekannte Wirkstoffe gibt, die helfen könnten. Und hier kommen HIV-Medikamente ins Spiel.

Obwohl HIV und SARS-CoV-2 großteils überhaupt nicht vergleichbar sind, haben sie ein paar biologische Gemeinsamkeiten. Eine ist, dass beide Viren in der infizierten Zelle ein ganz bestimmtes Enzym benötigen, eine sogenannte Protease. Diese Protease ist dafür zuständig, neu hergestellte Virusbausteine zu zerschneiden, damit sie zu neuen Viren zusammengesetzt werden können. Und die Proteasen von HIV und SARS-CoV-2 ähneln einander sehr.

Logischerweise liegt da die Idee nahe, Medikamente, welche die HIV-Protease hemmen, auch bei SARS-CoV-2 auszuprobieren. Es geht dabei ganz konkret um die zwei Wirkstoffe Lopinavir und Darunavir. Weltweit laufen nun Studien dazu, vor allem mit Lopinavir (Handelsname Kaletra®). Bislang konnte leider kein wirklicher Erfolg verbucht werden.

Alle anderen Medikamente einer HIV-Therapie oder HIV-PrEP spielen hier keine Rolle, da sie an Stellen angreifen, die es bei SARS-CoV-2 gar nicht gibt.

Die Idee, bei einer neuen Erkrankung bereits bekannte Medikamente auszuprobieren, ist natürlich nicht neu. Auch bei HIV/AIDS war die Situation ähnlich. Als die ersten Fälle 1981 veröffentlicht wurden, stand man dieser neuen Erkrankung auch medizinisch hilflos gegenüber. Es dauerte über 5 Jahre, bis mit Retrovir® ein erster Wirkstoff zugelassen wurde. Retrovir® (AZT) war ursprüng-

lich für die Krebs-Therapie entwickelt worden. Die massiven Nebenwirkungen, auch durch die zu hohe Dosierung, hat damals viele HIV-positive Menschen an und über ihre Grenzen gebracht und der Einsatz war dementsprechend umstritten. Dennoch haben Menschen, wohl auch dank Retrovir®, diese ersten Jahre bis zu besseren Therapien überlebt.

Inzwischen sind Jahrzehnte vergangen und die Möglichkeiten der biomedizinischen Forschung und Entwicklung haben sich stark verändert. Man kann daher die berechtigte Hoffnung haben, dass die Suche nach Medikamenten gegen SARS-CoV-2 schneller gehen wird. Ob letztlich einer der beiden Kandidaten aus dem HIV-Bereich dabei sein wird, bleibt abzuwarten.

U=U und eine Chance durch SARS-CoV-2

Hinter dem Slogan U=U für „undetectable = untransmittable“ steht der Effekt, dass HIV, sofern die Viruslast dank effektiver HIV-Therapie unter der Nachweisgrenze liegt, auf sexuellem Wege nicht übertragen werden kann. Im durchschnittlichen Lebens- und Berufsalltag ist HIV bekanntermaßen sowieso nicht übertragbar. Mit U=U wird nun zusätzlich auch der weltweit häufigste Infektionsweg – der Geschlechtsverkehr – als risikofrei eingestuft.


Diese Auswirkung der Therapie auf das Übertragungsrisiko hat nicht nur Konsequenzen auf biomedizinischer oder z.B. gesundheitspolitischer Ebene. U=U hat immense emotionale und psychosoziale Auswirkungen. Die Gewissheit einer „Nicht-Infektiosität“ fördert den angst- und diskriminierungsfreien Umgang mit HIV-positiven Menschen – und hat damit direkten Einfluss auf die individuelle Lebensqualität vieler Menschen.

Dass HIV-positive Menschen immer wieder ungleichbehandelt und diskriminiert werden, liegt zum Großteil daran, dass Informationen wie U=U noch nicht ausreichend verbreitet und in der Gesellschaft verankert sind.

Ausgrenzung findet oft ihren Ursprung in der individuellen Angst vor einem (vermeintlichen) Infektionsrisiko. Wissensvermittlung zu realen Risiken ist also ein sehr effektiver Weg, um auch Diskriminierung abzubauen. Um Informationen aber auch nachhaltig verinnerlichen zu können, ist für viele Menschen ist ein Mindestmaß an Grundverständnis gegenüber einer Situation notwendig. Empathie spielt hier durchaus eine große Rolle.

In einem Interview zur aktuellen SARS-CoV-2-Situation sagte der Schriftsteller Daniel Kehlmann unlängst, es sei „eine entwürdigende Situation, dass man Mitmenschen nicht als geistiges, erotisches oder etwa poetisches Wesen, sondern immer als Virusträger sehen muss.“ Damit fasst Kehlmann im Corona-Bezug unbewusst zusammen, wie es unzähligen HIV-positiven Menschen ergeht, wenn sie auf Infektion und Übertragungsrisiko reduziert werden.

Derzeit wird ja oft diskutiert und spekuliert, welche gesellschaftlichen Auswirkungen die SARS-CoV-2-Pandemie haben könnte. In Bezug auf ein HIV-positives Leben hat SARS-CoV-2 eventuell das Potential, weitreichende „Antidiskriminierungsarbeit“ zu leisten. Denn momentan spüren sehr viele Menschen, wie es ist, wenn körperliche Nähe gemieden wird, oder wenn man als potentiell infektiös argwöhnisch angeschaut wird und z.B. Menschen aktiv von einem zurückweichen.

Vielleicht bleibt ja die Erinnerung an dieses Gefühl bestehen und hilft, dass mehr Menschen die Informationen U=U und deren Auswirkungen realisieren. Möglicherweise eröffnet die Frage „Wie hast du dich zu Corona-Zeiten gefühlt?“ durch eigene Erfahrungen einen neuen Raum, um ausgrenzendes Verhalten zu reflektieren. Eventuell kann SARS-CoV-2 also tatsächlich einen diskriminierungsfreien Umgang mit HIV-positiven Menschen in der Gesellschaft fördern. Wäre doch schön. 

Interview mit Dr.in Judith Hutterer

Seit Start der Corona-Krise taucht der Vergleich mit dem Beginn der AIDS-Krise in den 80er Jahren auf. Du warst von Anfang an in der Betreuung HIV-positiver Menschen dabei – wie sieht Du den Vergleich? Für mich sind die Zeiten nicht vergleichbar. Damals gab es nichts. Wir mussten zusehen, wie so viele junge Männer an AIDS gestorben sind, ohne dass wir etwas tun konnten. Es gab keine Diagnostik, keine Therapie, wir kannten die Ursache der Krankheit nicht oder wie sie verbreitet wird. Außerdem schienen anfangs nur schwule Männer betroffen zu sein. Zu der medizinischen Ohnmacht kam also noch die massive Diskriminierung – es war eine entsetzliche Zeit.

Das ist jetzt anders. SARS-CoV-2 ist identifiziert, Tests sind entwickelt und die Übertragungswege und Schutzmaßnahmen sind bekannt. Innerhalb weniger Wochen weiß man schon so unglaublich viel. Und alle in der Gesellschaft sind gleichermaßen betroffen. Das ist eine wirklich andere Situation.

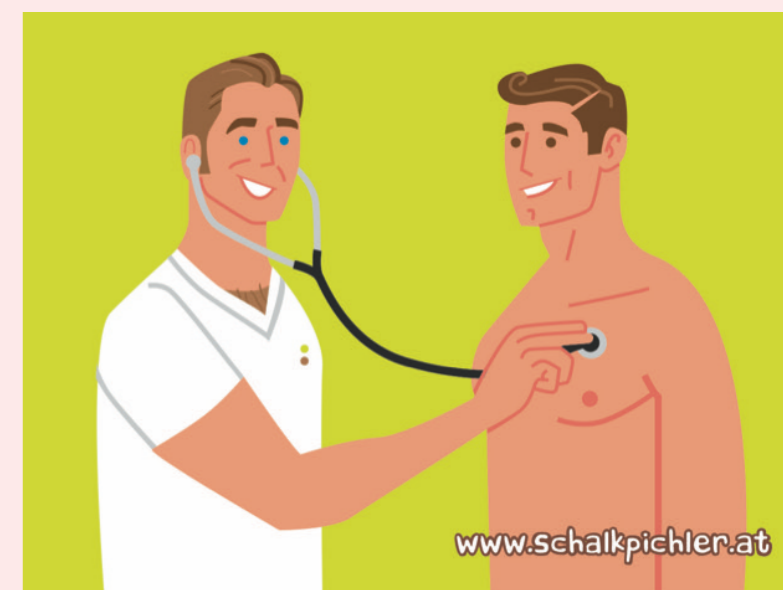
Die Geschwindigkeit, mit der SARS-CoV-2 die Welt eingenommen hat, ist unfassbar. Wie schätzt Du die baldige Verfügbarkeit von Medikamenten oder Impfstoffen ein? Es gibt Ansätze, doch es braucht Zeit. Immerhin beschäftigt sich die Forschung erst seit 4 Monaten damit. Z.B. wissen wir noch nicht einmal, wie lange eine Immunität nach durchlebter Infektion anhält. Wie will man da einen Impfstoff einschätzen?

Natürlich wartet die ganze Welt auf etwas. Aber es geht immerhin um Menschenleben. Der Einsatz von Medikamenten oder Impfstoffen ohne gut durchgeführte Studien, und somit vertrauenswürdigen Daten, kann also nicht in unserem Sinne sein.

Was sind in Deiner Ordination häufige Fragen von HIV-positiven Patient*innen? Die meisten Anfragen gab es zum „Covid-19 Attest für den Arbeitsplatz“. Ich habe sehr häufig erklärt, dass unter HIV-Therapie und Viruslast unter der Nachweisgrenze nicht automatisch ein höheres Risiko besteht. Und dass man nicht verpflichtet ist, jetzt deswegen die Arbeitgeber*innen über den HIV-Status zu informieren. Das Attest hat insgesamt zu viel Verunsicherung geführt.

Was ist deine persönliche Einschätzung, wie die nächste Zeit aussehen wird? Es ist schwierig, jetzt die richtige Balance zu finden. Meiner Meinung nach erfolgen die Lockerungen aus medizinischer Sicht zu schnell und zu früh. Aber andererseits: Ohne Lockerungen und sollte die Wirtschaft noch weiter absinken – das kann genauso das Gesundheitssystem gefährden. Die Kunst ist also der Drahtseilakt dazwischen.

Es wird Therapie oder Impfung kommen, bis dahin müssen wir uns leider in Geduld üben. Aber das schaffen wir. 



www.schalkpichler.at

Vienna Pride 2020 wird Global Pride

Am 27. Juni 2020 findet erstmals ein weltweites Live-Stream-Pride-Event statt, denn die internationalen Pride-Dachverbände EPOA und InterPride stellen am 27. Juni die erste weltweite Global Pride auf die Beine. Mit mehr als dreihundert geplanten Pride-Beiträgen, ausgewählt aus vielen hundert eingereichten Bewerbungen, präsentieren sich bei der Global Pride zahlreiche internationale Prides, von Bangkok und Sidney über Madrid und Kapstadt bis nach New York und Mexico City, im Zuge eines Live Streams mit ihren Beiträgen, während gleichzeitig auch lokal Sichtbarkeit für LGBTIQ-Personen geschaffen wird. Und auch die Vienna Pride konnte einen Platz ergattern um uns mit einem Beitrag zu vertreten.

Neue Chance für die internationale LGBTIQ-Community

Damit bietet die Global Pride der LGBTIQ-Community weltweit erstmalig ganz neue Chancen im Kampf um Sichtbarkeit und Gleichstellung, indem die Communitys aus der ganzen Welt zusammen kommen, gemeinsam auftreten, sich gegenseitig stärken und als weltweite Bewegung für LGBTIQ-Menschenrechte an einem Tag in den Vordergrund treten. Gerade in Zeiten der Unsicherheit, in denen LGBTIQ-Menschen vermehrt Intoleranz, Anfeindungen, Gewalt und rückschrittlichen Gesetzesänderungen ausgesetzt sind, wird der globale Zusammenhalt wichtiger denn je.

Der erste Regenbogen-Corso in Wien

In Wien findet zusätzlich zum Online-Beitrag bei diversen Wiener Szene-Gastronomiepartner*innen ein Public-Viewing mit der Live-Übertragung der Global Pride statt und der erste Regenbogen-Corso auf der Ringstraße wurde angemeldet, eine Demonstration für die Vielfalt, doch für die Gesundheit aller Teilnehmer*innen in ausschließlich Autos und auf Motorrädern.

Am 27. Juni 2020 sind alle dazu aufgerufen, in ihrem Alltag in Regenbogenfarben unterwegs zu sein, zu Hause oder in den Büros die Regenbogenfahne zu hissen und damit gemeinsam mit allen anderen auf der Welt an diesem Tag für die Sichtbarkeit von LGBTIQ-Menschen einzutreten.



Alle Informationen und Anmeldungen für den Regenbogen-Corso sind möglich unter: <https://viennapride.at/regenbogen-corso/>

Viele weitere Aktionen im Pride Monat

Und es gibt noch viele weitere Aktionen im Juni, um unser Pride zu zeigen. Dazu gehören ohne Anspruch auf Vollständigkeit: FLAGincluded, mit dem die LGBTIQ-Jugend der HOSI Wien Pride auch in die Schulen tragen, die Fensterl Parade (ins Leben gerufen von den „SISTERS – Verein für queer feministische Kunst und Kultur“), und die Beflagung vieler öffentlicher Plätze und der „Öffis“.

Mit der „Diversity Box by Candy Licious“ feiert der digitalen Bauernmarkt markta Diversität und Vielfalt statt Einheitsbrei im Pride-Monat Juni. Vor allem überzeugte markta dafür verschiedenste ProduzentInnen im Umkreis von Wien, durch ihre Teilnahme ein Statement für Gleichberechtigung zu setzen. Zusätzlich spendet markta € 5,- des Verkaufspreis an die HOSI Wien und Queer Base.

Vor allem aber können wir alle unsere Pride in der Öffentlichkeit zeigen und so ein deutliches Zeichen trotz Corona setzen.



180 - 2/2020 Straßenbahnpatenschaften 2020



- | | |
|--|---|
| <p>1 Jürgen Czernohorsky
Stadtrat
WASf</p>  | <p>38 Mag.a Nicole Berger-Krotsch
Gemeinderätin</p>  |
| <p>2 Löwenherz
Die Buchhandlung für Schwule und Lesben</p>  | <p>40 Pamela Rendi-Wagner
SPÖ Vorsitzende</p>  |
| <p>5 Veit Schmidt
Fabian Dierig</p>  | <p>41 Ewa Ernst-Dziedzic
LGBTI-Sprecherin und Grüne Vize-Klubchefin</p>  |
| <p>6 Markus Rumelhart
Bezirksvorsteher des 6. Bezirk</p>  | <p>42 SoHo Österreich
SPÖ Frauen</p>  |
| <p>9 QUEER SPÖ Währing
Peter Kaiser-Ladinig</p>  | <p>43 Schalk & Pichler
Gruppenpraxis</p>  |
| <p>10 Pride Run Vienna
Lauf für Akzeptanz</p>  | <p>44 Gewerkschaft vida</p>  |
| <p>11 Queer Dance
im Gemeindebau
SoHo Simmering</p>  | <p>46 Queer Base
sponsored by Andreas</p>  |
| <p>18 Peter Kraus
Gemeinderat</p>  | <p>49 Candy Licious
Dragqueen, Aktivist*in</p>  |
| <p>25 Birgit Hebein
Vizebürgermeisterin</p>  | <p>52 Jennifer Kickert
Die Grünen Andersrum</p>  |
| <p>26 Martin Ho
Club Pratersauna</p> | <p>60 SPÖ Hietzing</p>  |
| <p>30 SPÖ Klub
im Bezirksparlament
1210 Wien</p> | <p>62 QWIEN
Zentrum für queere Geschichte</p>  |
| <p>31 Georg Papai
Bezirksvorsteher von Floridsdorf</p> | <p>71 NR Dr. Harald Troch
SPÖ-Simmering</p>  |
| <p>33 Rechtskomitee Lambda (RKL)</p>  | <p>D LMC Vienna</p>  |
| <p>37 Kraulquappen</p>  | <p>O Bundesminister Rudolf Anschober</p>  |

Das Projekt nahm seinen Anfang kurz vor der EuroPride 2019, als Michael Kudler, ein Mitglied unserer Jugendgruppe und heute Projektleiter von FLAGincluded, auf die HOSI Wien zukam, um für seine Schule eine Regenbogenfahne auszuleihen. Nach kurzer Suche im HOSI-Lager war eine alte Regenbogenfahne gefunden, welche dann die HTL Rennweg schmückte. Damit steht die HTL Rennweg natürlich nicht alleine. Viele Schulen in Wien sind zu Recht stolz darauf schon seit Jahren Regenbogenfahnen im Pride-Monat zu hissen.

Eine bunte Odyssee

Text Peter Funk
Foto Mo Blau

Nun begab es sich, dass diese kleine Initiative an der HTL Rennweg auch bei Schüler*innen anderer Schulen gut ankam, sodass noch im Herbst 2019 zwei Dutzend Wiener Schulen beisammen waren, die nachziehen wollten. Anfänglich war nur eine koordinierte Sammelbestellung für die Schulen angedacht. Aber nachdem ein schlagkräftiges Projektteam der HOSI Wien die Arbeit aufgenommen hatte war klar, dass die Aktion viel mehr Potential hat. Der erste Schritt führte direkt zur Namensgebung. Uns ist klar, dass ein solches Projekt auf verschiedene Widerstände stoßen kann, also muss der Zugang für die Schulen möglichst niederschwellig möglich sein. Der Name FLAGincluded (engl. für „Flagge inkludiert“) ist

Manche von euch werden es schon mitbekommen haben: Die Wiener Schulen werden bunter. Das Projekt FLAGincluded der HOSI Wien befragt Schulen während des Pride Monats mit Regenbogenfahnen, dem ultimativen Zeichen für Akzeptanz und Vielfalt.

Programm: Für teilnehmende Schulen treten keine extra Kosten auf, ergo ist die (maßgefertigte) Fahne ebenso inkludiert, wie sie symbolisch LGBTIQ-Jugendliche in der Schule inkludiert. Der nächste Schritt führte uns zu vertrauten Partner*innen der HOSI. In informellen Treffen mit dem Verein Ausgesprochen und der Wiener Antidiskriminierungsstelle wurde uns ein kostenloser Crashkurs in Schulverwaltung zuteil. Den Durchblick zu behalten, wer aller grünes Licht geben muss und wer wo zuständig ist für Bundes- und Landesschulen, ist

für Laien nicht einfach. Gut, dass wir hier Hilfe hatten. In dieser Phase kam die WAST als Partner*in mit an Bord. Mit dieser Kooperation wurde schnell klar, dass die Arbeit in dem Projekt nicht beim Fahnenaufhängen enden darf.

Darum sind bei FLAGincluded nicht nur die Fahnen inkludiert, sondern auch Angebote für Workshops mit Aktivist*innen der HOSI, Informationsmaterial zum Auslegen und Material zur Lehrer*innenfortbildung. Hier wollen wir in den kommenden Jahren auch mehr Angebote schaffen. Grundsätzlich ist es wichtig zu erwähnen, dass, egal an welche Tür wir geklopft haben, die

Unterstützung immer überwältigend war. Zu den oben genannten Partner*innen kamen schnell viele weitere Unterstützer*innen hinzu: Die Buchhandlung Löwenherz mit Rat und Tat, das HOSI Wien Organisations-Team des Wiener Regenbogenballs und dessen Gäste mit großzügigen Spenden, und auch von politischen Parteien kam breiter Zuspruch.

Durch die steigende Bekanntheit vergrößerte sich unser Team um Albert Pranger, einen gebürtigen Salzburger und Wahlwiener, der direkt eine Expansion des Projekts nach Westösterreich organisierte. Wir sind sehr stolz mehrere Salzburger Schulen mit an Bord zu haben. Mitten in unsere heiße Phase, mit groß angelegter Bewerbung des Projekts, fiel der Corona-Lockdown mit seinen umfassenden Schulschließungen. Ende März sah es ganz danach aus, dass die Schulen in diesem Schuljahr nicht mehr aufsperrten würden.



Michael Kudler

Michael Kudler, Moritz Yvon, Albert Pranger (FLAGincluded), Susanne Wessely (Stlv. Bezirksvorsteherin Landstraße), Wolfgang Wilhelm (WAST)



Wir legten das Projekt also erst mal auf Eis und schrieben die Pride-Saison 2020 für FLAGincluded ab. Was sollte es auch bringen Fahnen vor leere Schulen zu hängen?


Als jedoch klar wurde, dass die Schulen wieder öffnen würden, war FLAGincluded plötzlich wieder auf dem Tisch, natürlich mit weniger Vorlauf, weniger Werbung und entsprechend auch nicht mit der angestrebten Breitenwirkung, aber wir waren entschlossen so viel wie möglich spontan auf die Beine zu stellen.

Jetzt kann man natürlich die Frage stellen, ob Schulen derzeit nicht größere Probleme haben als Regenbogenfahnen aufzuhängen. Unsere Antwort darauf ist ein klares „Nein“. Gerade in einer Zeit, in der die Regenbogenparade und das Pride Village nicht in gewohnter Form stattfinden können, braucht es Zeichen der Vielfalt in unserer Stadt. Denn gerade für junge LGBTIQ*s ist die Pride-Zeit unverzichtbar. Denken wir nur zurück an den Tag, die Stunde, den Moment, in welchem wir individuell erstmals das Gefühl hatten, als LGBTIQ-Personen zu einer größeren Gemeinschaft zu gehören. Für mich und viele andere war dieser Moment meine erste Pride. Diese besondere Erfahrung ist für viele Anstoß zum Coming-out, sich endlich in die HOSI Jugendgruppe zu trauen, oder zu

mehr Aktivismus – und das fehlt heuer schmerzlich. Wenn diese Leuchtzeichen queerer Emanzipation nicht zur Verfügung stehen, müssen wir alles daran setzen kleine Schritte zu machen. Und eine kleine Regenbogenfahne kann für ein Individuum einen großen Unterschied machen. Sie kann einem jungen Menschen den Rücken stärken. Aber vor allem wird dadurch in der Schulgemeinschaft ein Dialog angestoßen, egal ob auf dem Pausenhof oder im Klassenzimmer, egal ob positiv oder negativ. Einen solchen Dialog kann eine aufmerksame Schulgemeinschaft in die richtigen Bahnen lenken.

Ein weiterer wichtiger Grund für unsere „jetzt erst recht“-Attitüde ist der Fakt, dass gerade für nicht geoutete Jugendliche die Quarantänezeit besonders schwierig ist. Natürlich gibt es dazu keine verlässlichen Zahlen, aber die steigenden Zahlen häuslicher Gewalt

sind ein starkes Indiz, dass großer Druck auf den Familien lastet. Zumal man keine Statistik braucht, um zu wissen, dass es belastend ist zu Hause mit potentiell homo-, bi- oder transphoben Eltern eingesperrt zu sein. Auch in potentiell liberalen Haushalten ist der Lockdown für jene Jugendliche eine Belastung, die schlicht noch nicht bereit sind für ein Coming-out. Weiters fallen viele soziale Schutzfaktoren, wie der Freundeskreis, Schul- und offene Jugendarbeit, aber auch Beratungsangebote und Schutzräume einfach weg.

Wir sind sehr stolz darauf, dass wir heuer, dank der harten Arbeit unseres Projektteams und der großzügigen Unterstützung durch den HOSI Wien-Vorstand und die Stadt Wien, FLAGincluded realisieren können. Zusätzlich gebührt natürlich auch all jenen Unterstützer*innen, die gespendet haben, ein großer Dank; nur so können wir FLAGincluded in eine nachhaltige Zukunft führen. Die bisherige Bilanz von FLAGincluded kann sich sehen lassen: Von einer Schule 2019 zu siebenundzwanzig Schulen 2020. Das ist mal eine Kurve, die es nicht abzufachen gilt. Vielleicht legen wir gemeinsam den Grundstein, dass einmal der Regenbogen im Juni so selbstverständlich ist wie rot-weiß-rot am Nationalfeiertag. 

Text Anna Szutt

Corona und die LGBTIQ Community

Das Covid-19-Virus bedeutete einen großen Schock für Milliarden Menschen weltweit. Innerhalb kürzester Zeit sind unsere bestehenden wirtschaftlichen, politischen und sozialen Systeme auf den Kopf gestellt worden und ein Abklingen der Infektionskrankheit ist leider weiterhin nicht in Sicht.

Die Einschränkungen, die wir im unseren Alltag erleben mussten und denen wir weiterhin ausgesetzt sind, haben natürlich auch keinen Halt vor unseren Communitys gemacht. Wir sitzen hier im selben Boot. Dennoch müssen LGBTIQ-Menschen, als vulnerable Minderheitengruppe, besonders widrigen Umständen während der Corona-Zeit trotzen. Einige davon wollen wir hier ansprechen.

Corona trifft die Ärmsten am härtesten, also auch uns

Dass sozioökonomisch benachteiligte Gruppen besonders stark unter Corona leiden ist kein Geheimnis. Kürzlich veröffentlichte Studien belegen, dass Corona-Infektionen besonders gehäuft dort auftreten, wo der Zugang zur Hygiene und ärztlicher Versorgung, eingeschränkt ist und das Praktizieren des Social Distancing aufgrund prekärer Wohn- und Arbeitssituation ein entfernter Wunschtraum bleibt (siehe die kürzliche Debatte um sogenannte Corona-Cluster).

Was hat das mit LGBTIQ zu tun? Viel. Denn gerade sexuelle und geschlechtliche Minderheiten leiden überdurchschnittlich an der gesellschaftlichen Diskriminierung, die oft mit ökonomischer Benachteiligung einhergeht – weltweit. Ein Umstand, der leider immer noch viel zu selten thematisiert wird. Doch wie aus neueren Daten, beispielsweise eines 2019 veröffentlichten Reports der UCLA, hervorgeht, sind LGBTIQs weit mehr von Armut betroffen als ihre heterosexuellen Cis-Mitmenschen und das in einem Land, das gemeinhin immer noch als „Erste Welt“ bezeichnet wird – der USA. Dass die Lage in Ländern Afrikas und Asiens weit dramatischer ist, mag allgemein bekannt sein, doch in Anbetracht der lebensbedrohlichen Umstände, die unsersgleichen dort erleben,

ist es wenig verwunderlich, dass jenes Thema von Aktivist*innen und internationalen Organisationen wenig aufgegriffen wird – schließlich kämpfen sie immer noch um die Basics, wie dem Verbot von Todesstrafen und einem allgemeinen Daseinsrecht. Wer weiß, wie schwer der tagtägliche Überlebenskampf der von Armut betroffenen LGBTIQs in Indien, Nigeria oder dem Iran bisher gewesen ist, der*die kann sich gut vorstellen, was ein Lockdown für jene Minderheiten derzeit bedeutet: Jobverlust, Obdachlosigkeit, Hunger, Krankheit, Gewalt und nicht selten den Tod. LGBTIQ-online-Aktionen, Regenbogenmasken, #stayathome-Aufrufe und sonstige Corona-Hilfsinitiativen bleiben für diesen Teil unserer Regenbogenfamilie, nicht mehr als eine weitentfernte, utopische Spielerei.

Betroffene Kunst- und Kultur-Branche ist LGBTIQ-Bereich

Doch auch wir in Österreich haben es mit einem vergleichsweise noch gut funktionierenden sozialen Sicherungssystem, nicht mehr ganz so einfach. Auch Hierzulande hat Corona zugeschlagen und macht sich besonders dort bemerkbar, wo es schon immer gekriselt hat.

Die Arbeiterkammerstudie z.B. zur Arbeitssituation von LGBTIQ-Menschen aus dem Jahre 2018 hat gezeigt, dass LGBTIQs in Österreich überdurchschnittlich häufig in der Kunst- und Kulturbranche vertreten sind. Also jener Branche die auf-

grund der allgemeinen Schließungen die meisten Arbeitsausfälle derzeit zu verzeichnen hat und deren Kritik am Missmanagement der Regierung, Ulrike Lunacek, den Posten der Staatssekretärin gekostet hat. Verzweifelte Hilferufe und Spendenaktionen von Kulturschaffenden ohne die es unsere Pride-Events und -Partys nicht geben würde, erreichen uns tagtäglich. Viele Künstler*innen und Veranstalter*innen befinden sich derzeit in äußerst prekären Arbeitssituationen. Der Entfall von Auftritten und damit einhergehenden Honoraren, lässt viele verzweifeln. Nicht selten erweist sich die Selbstständigkeit als Armutsfalle.

Community-Orte: wie lange können sie sich noch halten?

Dass unsere Communitys und hier insbesondere Selbstvertretungsorganisationen weltweit nicht gerade in Geld schwimmen, ist bekannt. Während viele Menschenrechtsorganisationen eine weitverzweigte Infrastruktur mit intensiver Arbeitsteilung ihr Eigen nennen können, kämpfen unsere LGBTIQ-Initiativen immer noch weitgehend um das Grundlegende, wie z.B. um den Erhalt ihrer Räume damit wenigstens der Safe Space gesichert ist. Das Bangen um Fördergelder gehört zum tagtäglichen Geschäft und nur die wenigsten ha-

ben überhaupt genug Mittel um sich bezahlte Arbeitskräfte leisten zu können. Doch während der Corona-Zeit hat dieses Bangen neue Ausmaße angenommen. Community-Lokale und -Treffpunkte, die sich bisher oft über die Gästebewirtung erhalten konnten, mussten ihre Pforten schließen, Personal entlassen werden und die laufenden Kosten können nur mehr unter harten Entbehrungen bestritten werden. Wer Glück hat, kann sich über staatliche Zuwendungen freuen, wie Kurzarbeit oder Härtefallfonds, doch wie lange diese Unterstützung anhält, bleibt ungewiss und angesichts der wachsenden sozioökonomischen Misere steht die nächste Förderzusage auch in den Sternen. Die Frage, die sich vielen LGBTIQ-Organisationen wohl bald stellen wird, ist nicht wie lange können wir noch so weitermachen, sondern was können wir überhaupt noch machen?

LGBTIQ-Jugend: Eingesperrt mit trans*/homophoben Eltern

Berichte über LGBTIQ-Jugendliche, die sich aufgrund des Lockdowns plötzlich mit ihren trans- oder homophoben Familienmitgliedern zuhause eingefunden haben, waren für viele von uns sehr besorgniserregend. Jugendliche stellen eine besonders schutzbedürftige Gruppe dar. Wenn sie jedoch unfreiwillig

mehrere Wochen lang psychischer und/oder gar physischer Gewalt ausgesetzt sind, weil ihre Verwandten ihr Queersein nicht akzeptieren können, ist das ein untragbarer Folterzustand, der sofort beendet werden sollte. Hilfseinrichtungen zu kontaktieren oder zumindest Freund*innen, die helfen könnten, zu sehen, war und ist leider nach wie vor schwierig. Die meisten Angebote sind nur mehr online verfügbar. Der eigentliche Grund für den Missstand ist aber die finanzielle Abhängigkeit der jungen Menschen. Auf die Frage „wohin?“, wenn die Ausbildung aufgrund allgemeiner Schulschließungen unterbrochen wird, der Nebenjob gekündigt und die Miete in der eigenen Unterkunft nicht mehr bezahlt werden kann, bleibt die Antwort allzu oft leider: „zurück zu den Eltern“.


Trans*Personen während Corona: kein Zugang zu Gesundheitssystem & Arbeitsmarkt

Die Umstrukturierung des Gesundheitssystems auf Corona-Betrieb haben besonders schnell Trans*Personen zu spüren bekommen. Langgeplante geschlechtsangleichende Operationen sind verschoben und/oder der Zugang zu Hormontherapien ist unterbrochen worden. Auch der Arbeitsmarkt, auf dem jene besonders schwer Fuß fassen, hat sich verändert und läuft nur mehr auf Sparflamme. Dazu kommt, dass Trans*Personen in vielen Fällen auch schon vor der Corona-Krise in Ermangelung anderer Möglichkeiten nur der Sexarbeit zum Lebenserhalt nachgehen konnten. Doch in Zeiten von Corona haben gerade Sexworker*innen es besonders schwierig. Der Ausfall von Kund*innen, Lohn und Arbeitsstätte, zieht unwillkürlich die Betroffenen in ein Armutgefälle.

Corona trifft uns in Angesicht einer wachsenden Anti-LGBTIQ-Bewegung

Dass viele Regierungen die derzeitige Notstandssituation nutzen um bestehende LGBTIQ-Rechte abzuschaffen, wie Orban in Ungarn oder die PIS-Partei in Polen, macht es für uns nicht gerade einfacher Corona zu trot-

zen. Aber überraschend ist es nicht. Der Backlash findet schon seit vielen Jahren statt, wie unlängst der gerade erst veröffentlichte Regenbogenreport der ILGA Europe oder die Ergebnisse der FRA-Studie bestätigen. Immer mehr LGBTIQ-Menschen haben angesichts wachsender rechtskonservativer Bewegungen weniger Grund sich aus dem „Schrank/Closet“ zu wagen. Was das Ganze noch zusätzlich erschwert, ist die neue Qualität des Hasses, der uns entgegenschlägt. LGBTIQ-Gegner*innen organisieren sich mittlerweile international und entwickeln explizit gegen uns gerichtete Agenden. Sie werden hierbei von mächtigen und einflussreichen Personen und Organisationen aus der Politik und Wirtschaft unterstützt und finanziert, wie das Beispiel am Hass-Netzwerk um die menschenrechtsfeindliche Organisation Ordo Iuris beweist, die sich derzeit besonders aktiv in Polen in Zusammenhang mit dem Abtreibungsverbot und LGBTIQ-Rechten zeigt.

Welche Wege uns derzeit als Bewegung noch offenstehen und welche Rückschläge wir noch einstecken werden müssen, wird sich zeigen. Eins bleibt vorerst festzuhalten: mit oder ohne Corona, schlimmer geht immer. 

Trans - leben

Text Mia Mara Willuhn



Soziologin in Wien und seit Beginn der 1990er Jahre Transaktivistin. Sie hat 1992 die Selbsthilfegruppe für Trans in der Rosa-Lila-Villa mitbegründet, wie auch den Verein TransvestitIn 1994.

Nur was sichtbar und be-greifbar ist scheint für viele die Existenzfrage zu klären.

Doch die Sichtbarkeit von Trans¹ war lange Zeit kaum vorhanden. Das zeigt sich schon daran, wie stark der Anteil an Trans unterschätzt oder einfach ausgeblendet wurde. (Wie auch der Anteil von Inter.) Waren es ab den 50er Jahren scheinbar nur Einzelpersonen, sind die Zahlen in den letzten Jahren geradezu durch die Decke gegangen. Auch hier spielt Sichtbarkeit eine Rolle. Passiv, im Sinne von sichtbaren Menschen, die sich als Trans einer Öffentlichkeit stellten, aber auch aktiv, in dem mehr Menschen eine Benennung, eine Sprache, für sich finden und damit zunehmend sichtbar werden. Am „erfolgreichsten“ waren zunächst wohl unsichtbare Trans, die sich um jeden Preis an das Cis-Heteronormie hielten, wie der Jazzpianist Billy Tipton, der sich mit 19 entschied als Mann zu leben. Ein Leben mit Lügen, welche ihn wohl die große Karriere und auch das „frühere“ Ableben kosteten.

Ende der 1960er Jahre gab es die ersten Zahlen, welche über Einzelfalldarstellungen hinausgingen. Anfangs ermittelte J. Wälinder nur 1 von 30.000 Männern und 1 von 100.000 Frauen als Trans (~1:65.000 in der Bevölkerung). Schnell erhöhte Van Kesteren die Zahl Mitte der 1990er Jahre auf das Dreifache mit 1 von 10.000 Männern und 1 von 30.000 Frauen (~1:20.000 d.B.). Diese Zahlen hielten sich bis tief in die 2010er Jahre auf Webseiten der Gesundheitsbehörden und in ärztlichen Fachkreisen, obwohl die Zahlen längst überholt waren. 2002 schätzte Lynn Conway das Vorkommen von Personen mit „intensiver Transsexualität“ bei 1 von 2500 und hielt ein Vorkommen von 1 von 400, wie vor allem aus den asiatischen Ländern berichtet, noch für unwahrscheinlich. Inzwischen hat sich ihre Schätzung aktualisiert: Gemeinsam von Conway mit Femke Olyslager 2007 beim 20. WPAHT Symposium präsentiert und bis 2012 laufend erweitert, liegt sie nun bei 1 von 400 und höher. Diese Zahlen sind inzwischen in mehreren Publikationen zu finden und decken sich auch mit eigenen Berechnungen auf Basis der Berichte aus den Gender – Ambulanzen. Inzwischen liegen wir für Trans bei einer um Hormontherapien erweiterten Gruppe bei 1 von 200.

Zu ähnlichen Zahlen kommt auch die österreichische Sozialversicherung im Jahr 2019. Innerhalb von 30 Jahren stiegen die Schätzungen also bis zu 100-fach!

Dabei werden hier allein jene Personen berücksichtigt, welche irgendeine Form der körperlichen „Geschlechtsangleichung“ in Anspruch nehmen wollen. Geht es um Selbstdefinitionen, welche meist nur in anonymen Fragebögen erhoben werden, erhöht sich deren Zahl. So definieren sich in Deutschland unter Anderen auch laut der letzten „Zeit-Vermächtnisstudie“ um die 3% der Bevölkerung zumindest keinem der beiden cis-heteronormen Geschlechter vollständig zugehörig.

Die Verteilung nach Geschlecht innerhalb der Trans aus der aktuellen Studie der FRA zeigt, das sich nur 38 Prozent der über 19.000 europaweit von der Europäischen Grundrechteagentur (FRA) 2019 befragten Trans dabei klassisch als Transmann oder Transfrau definierten. Die Mehrheit der Trans lehnt für sich eine Zuordnung cis-heteronormer Geschlechtszuschreibungen ab. (Inter lehnen in der FRA Studie mehrheitlich jede zusätzliche Geschlechtszuschreibung ab und deklarieren sich zu einem sehr geringen Teil als Trans) Demnach haben wir 6 Geschlechter. Neben den bekannten wären da noch: „Transfrau“ (X), „Transmann“ (Y)“, „Queer“ (Q) oder „Non-Binary“ (N) und „Inter“ (I). Ob Queer oder Non-Binary in dieser vollkommen spassbefreiten Gesellschaft Chancen hätten? Wohl kaum. Dann doch lieber „Divers“ (D), oder? Bei sechs Optionen würde es zwar auch nicht besser passen, zumindest aber der Beigeschmack von „anders als die Norm“, der cis-heterosexuellen Norm, oder gar als Restkategorie würde entfallen. Der VfGH hat ja in seinem Erkenntnis vom 15. Juni 2018 nur festgestellt, dass § 2 Abs. 2 Z 3 des Personenstandsgesetzes 2013 nicht wegen Verfassungswidrigkeit aufzuheben sei, da der dort verwendete Begriff „Geschlecht“ alternative Geschlechtsidentitäten einschließe. Also! Da steht uns noch alles offen!

Trotz der gefeierten Fortschritte bei der Sichtbarkeit (und der Freiheit) auf dem Papier ist die Sichtbarkeit im Alltag ein großes Problem.

Dieses „Spiel“ mit der Sichtbarkeit ist bei Trans ein zuweilen sehr verletzendes, wie auch der letzte LGBTI Bericht der FRA aufzeigt. In den Jahren zwischen den Befragungen 2012 und 2019 hat sich die Arbeitssituation von Trans in diesem europaweit am besten vor


Diskriminierung geschützten Bereich deutlich verschlechtert. Fühlten sich 2012 noch 22% am Arbeitsplatz diskriminiert, so waren es 2019 36%. So ist Sichtbarkeit, welcher geoutete Trans meistens nicht auskommen, ein großes Risiko. Daher erscheint es mir nicht verwunderlich, wenn die meisten Trans (~80%) nicht geouted sind, manche nicht einmal gegenüber Freund*innen. Unsichtbarkeit, im Sinne eines perfekten Passings, einer Anpassung an das cis-heteronormie², zu allermeist männliche, Schönheits- und Rollenideal, wird wohl, auch einfach aus dem pragmatischen Grund nicht angreifbar zu sein, bei Trans manchmal vielleicht zu groß geschrieben. Und bei Diskriminierung von Trans wird auch wirklich nichts ausgelassen: „...Wie Teile der Frauenbewegung operierte Mann-zu-Frau Transsexuelle als hirnlose Opfer sexistischer Geschlechtsschneiderei zurückgewiesen haben und Teile der Homosexuellenbewegung diese nicht zimperlich als ‚closet queens‘ bezeichnen, welche sich nur nicht getraut hätten schwul zu werden...“ (Transidentitas 02/1991).

„Niemand, der nicht Trans ist, sieht den Verlust persönlicher Sicherheit, die Wahrscheinlichkeit verlassen zu werden, die Arbeitsprobleme, die gesundheitlichen Risiken, die großen finanziellen Kosten und die Tatsache, dass wir dauernd Ziel der Lächerlichkeit und von Belästigungen sind, und entscheidet dann, allein wegen des Kicks die Transition zu machen.“ (frei übersetzt aus: Via Violet (2018): „Yes, you are trans enough“).

Nun lässt Corona manche Strukturen und gesellschaftliche Bewertungen deutlicher werden; Corona wirft uns zuweilen in graue Vorzeiten zurück. So bei der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, bei den Abhängigkeiten von Familie und Haushalten, was für allem

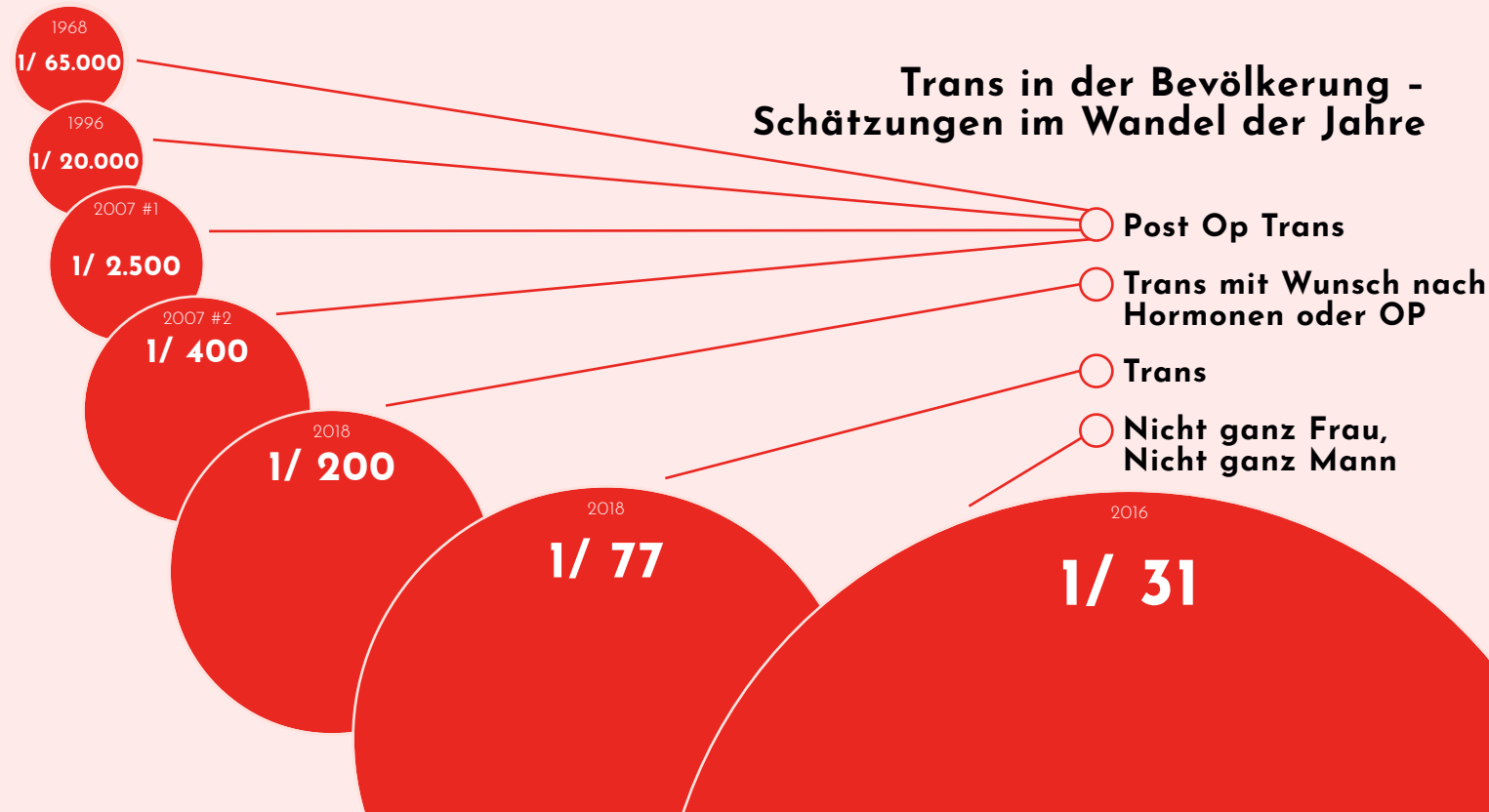
für ganz junge Trans höchst problematisch sein kann, und bei der Bewertung „systemrelevanter Arbeit“, was viele Trans in existentielle Nöte bringt. Stichworte: Dienstleistungen, prekäre Beschäftigung, Kunst und Kultur.

Über die Lebenssituation von Trans in Österreich gibt es allgemein sehr wenige Informationen und Daten. Zu den Auswirkungen von Corona läuft gerade eine groß angelegte Studie unter <https://transcarecovid-19.com/>, welche Einblicke verspricht. (Erste Ergebnisse aus der Studie liegen bereits auf deren Webseite vor.)

Zudem ist von mir eine quantitative Umfrage zur Lebenssituation von Trans in Österreich in Planung, welche bis Ende des Jahres gestartet werden soll. Dabei geht es in der ersten Befragungswelle um grundlegende Informationen zur Lebenssituation von Trans. Weitere Wellen zu speziellen Fragestellungen werden später kommen. Bis zum Vorliegen dieser Ergebnisse müssen jedoch bereits bekannte Informationen herangezogen werden. So bei der Frage des Personenstandes, aber für andere Entscheidungen, welche heute unter Corona getroffen werden müssen. Geschlechter haben wir auf jeden Fall mehr als zwei und eine dritte Option allein wird sicher nicht ausreichen. 

¹ Anmerkung der Redaktion: „Trans“ wurde von der Autorin für diesen Artikel ausdrücklich gewählt.

² Volkmar Sigusch hat den Begriff „Zis“ wahrscheinlich als erster um 1991 in den Diskurs eingebracht. Mia Fischer reklamiert „cis“ für die Frauen. Die Biologin Dana Leland Defosse soll den Begriff „cisgender“ Mitte der 1990er eingeführt haben. Julia Serano reklamiert ihn für Trans: 1995 soll der Transmann Carl Buijs „cis“ genutzt haben.



Trans in der Bevölkerung - Schätzungen im Wandel der Jahre

- Post Op Trans
- Trans mit Wunsch nach Hormonen oder OP
- Trans
- Nicht ganz Frau, Nicht ganz Mann

Viele Herausforderungen
und Empowerment Text Tinou Ponzer

Intersex Community

Es fällt gar nicht leicht, einen Artikel anzufangen, der eigentlich unter dem Stern von Pride und dafür geplanten Veranstaltungen wie der Regenbogenparade stehen sollte. Stattdessen gibt es fast ausschließlich Online-Aktivismus, viele Telefonate und leider Absagen von sämtlichen Workshops, Vernetzungs- und Community-Treffen. Nicht nur Partys, gerade auch wichtige nationale wie internationale Events, um mit anderen Inter*-Organisationen und Entscheidungsträger*innen zu sprechen, müssen verschoben werden. Die soziale Distanz und das Zurückschrauben jeder relevanten gesellschaftlichen Infrastruktur wirkt sich aus – wie jede Krise am meisten auf jene, die schon marginalisiert, unsichtbar, prekär, rechtlos(er) sind.

Inter*-Rechte sind Menschenrechte!

Machen wir zuerst einen kurzen Rückblick: bei der Europride 2019 in Wien nahm erstmals die Gruppe „Inter* & Friends“ teil. Die Forderungen rund um Inter*-Rechte waren auch Thema bei der dazugehörigen Menschenrechtskonferenz. Seitdem ist einiges mehr an Inter*-Aktivismus passiert: VIMÖ hat viele Bildungs- und Sensibilisierungsangebote für verschiedene Institutionen und Berufsgruppen gesetzt, Filmabende (z.B. in Kooperation mit den RosaLila PantherInnen, der HOSI Salzburg und ArchFem) zum jährlichen Intersex Awareness Day (26.10.) und Intersex Remembrance/Solidarity Day (8.11.) organisiert, bei verschiedenen Kongressen vorgetragen und einige Interviews gegeben sowie Medien-Artikel, Pressemitteilungen und Stellungnahmen verfasst. Dahinter steckt intensive interne, aber auch Vernetzungs-Arbeit. Die Highlights 2019 waren mit Sicherheit der große Community Event von OII Europe in Zagreb, wo Inter*-Aktivist*innen aus der ganzen Welt teilnahmen und sich austauschen konnten sowie die Gründung der Beratungsstelle für Variationen der Geschlechtsmerkmale, VAR.GES.

Geschlechtervielfalt ist „normal“!

Gerade die Tätigkeit von VAR.GES ist ein wichtiger Schwerpunkt seit der Gründung von VIMÖ – denn eine Anlaufstelle für Betroffene und Angehörige bietet unersetzbaren Austausch und Gespräche auf Augenhöhe, die sonst nur im medizinischen Setting stattfinden. Peer-Beratende können gerade durch die eigene Erfahrungsexpertise eine Unterstützung für Menschen sein, die Diagnosen bezüglich ihrer eigenen geschlechtlichen Entwicklung oder die ihres Kindes bekommen. Darum herrscht viel Druck, sei es durch sozialen Einfluss oder seitens der Medizin, wenn gesundheitlich nicht-notwendige Behandlungsvorschläge angeraten werden, um die Geschlechtsmerkmale einer – zumeist minderjährigen – Person mehr in Richtung „männlich“ oder „weiblich“ anzupassen.

Dabei geht es viel um verinnerlichte Interphobie und dem Wunsch nach Normalität – in einer Welt der zwei Geschlechter(vorstellungen und -normen). Doch Geschlechtervielfalt ist normal! Insofern braucht es hier einerseits entpathologisierte Aufklärung und strukturelle Veränderungen in der Gesellschaft und andererseits das Stärken und Unterstützen intergeschlechtlicher Personen und ihrem Umfeld. Die Peer-Beratung von VAR.GES bietet hier die individuelle, psycho-soziale Ebene an, die erst mal gar nichts mit politischen Forderungen zu tun hat. D.h. es kommt ganz auf den persönlichen Bedarf an, wenn sich Menschen an uns wenden: manche brauchen die spezifische Beratung und Informationen von VAR.GES, andere brauchen auch das Ankommen in einer Community, die sichtbar, stark, bunt und vielfältig ist. Enttabuisierung und Empowerment sind hier die Stichwörter und VIMÖ versucht Räume und Möglichkeiten zu schaffen, um die wachsende Inter*-Bewegung zu fördern.

Zur aktuellen Situation mit dem Corona-Virus

Die Covid-19-Pandemie und diesbezügliche Maßnahmen wirken sich regional unterschiedlich stark aus. VIMÖ hält zur lokalen wie zur internationalen Inter*-Community Kontakt und kann teilweise von massiven Auswirkungen berichten:



- Es gibt generell wenig inter*-sensibilisierte Fachkräfte in Gesundheitsberufen. In Zeiten, wo alles im Notbetrieb ist, ist es umso schwieriger vertrauensvolle, qualifizierte Versorgung zu bekommen. Gerade, wenn jemand eine Variation der Geschlechtsmerkmale hat und zusätzlich zu einer Risikogruppe zählt, ist dies eine weitere Belastung.

- Manche intergeschlechtlichen Personen müssen derzeit auf Operationen oder andere Behandlungen warten und leiden dadurch un-

ter Schmerzen oder riskieren hormonelle Unterversorgung. Behandlungen können nach nicht-notwendigen Eingriffen in der Kindheit tatsächlich zur Notwendigkeit werden. Nicht selten führen beispielsweise Hypospadi-Operationen zu dutzenden Folge-Operationen und Komplikationen wie Infektionen und Probleme beim Harnlassen, und auch die Entfernung hormonproduzierender Organe macht den Körper ein Leben lang von künstlicher Hormongabe abhängig.

- Die psychische Gesundheit leidet unter der verordneten Isolation: viele inter* Personen fühlen sich in ihrer Kindheit und Jugend alleine, können sich mit niemandem austauschen, di*er so ist wie sie. Sie bekommen oft vermittelt nicht genug, nicht gewollt oder nicht richtig zu sein. Posttraumatische Belastungen, Ängste und Depressionen können durch den anhaltenden Lockdown angetriggert werden, z.B. auch durch die ständige Präsenz medizinischer Masken im Alltag.

- Nicht jede*r kann das Internet nutzen, um sich mit anderen zu connecten – sei es aus räumlichen, mentalen oder finanziellen Gründen. Das kann die Einsamkeit verstärken.

- Diverse Beratungsstellen weisen bereits auf den Anstieg der häuslichen Gewalt hin, gerade auch intergeschlechtliche Kinder und Jugendliche, die in ihrer Familie Ablehnung erfahren, sind dadurch gefährdet.

- Durch geschlossene Grenzen ist es für Menschen nochmal schwieriger aus unsicheren, gefährlichen Lebensumständen zu fliehen. Davon sind genauso intergeschlechtliche betroffen, wenn sie aufgrund ihres „Andersseins“ massive Ausgrenzung oder auch staatliche Verfolgung erfahren.

- Auf der Organisationsebene ist zu bemerken, dass Inter*-Organisationen weltweit meist unter prekären Umständen tätig sind. Die derzeitige Krise verstärkt den finanziellen und persönlichen Druck enorm, da viele Aktivist*innen ehrenamtlich arbeiten bzw. ihr Aktivismus bereits davor schon sämtliche Kapazitäten und Ressourcen einnimmt.

Es ergibt sich aber auch Positives durch die aktuelle Situation!

Gerade der Zusammenhalt innerhalb der Inter*-Community ist angestiegen. Man kümmert sich um einander und es gibt einige virtuelle Treffen, die für manche sogar eine Erleichterung darstellen, wenn sie üblicherweise nicht zu persönlichen Treffen kommen können. Die Verbesserung der technischen Voraussetzungen hilft dabei natürlich. Und auch international ist der Zusammenhalt angestiegen. LGBTIQ+-Organisationen bieten diverse Strategien und Unterstützung an. Das ist essentiell, gerade wenn es um Finanzielles und Möglichkeiten der Organisation geht.

Ausblick: Mehr Selbstbestimmung unter Türkis/Schwarz-Grün?

Das heißt, wir sind trotzdem und umso mehr aktiv!

Durch den Regierungswechsel bzw. die dazwischen liegende Übergangsphase mussten begonnene politische Prozesse pausieren. Zwei Ziele des VIMÖ sind weiterhin: die Selbstbestimmung über die eigene Identität und den eigenen Geschlechtseintrag sowie die Selbstbestimmung über den eigenen Körper. Ersteres wird in Österreich durch den immer noch gültigen Erlass des ehemaligen Innenministers Kickl verhindert, dessen sich Neo-Innenminister Nehammer bis jetzt nicht annehmen will. Zweites braucht das dringende Aktiv-Werden der Parteien im Nationalrat – VIMÖ fordert explizit gesetzlichen Schutz vor fremdbestimmten nicht notwendigen Behandlungen an den Geschlechtsmerkmalen intergeschlechtlicher Menschen!



VIMÖ - Verein Intergeschlechtlicher Menschen Österreich

www.vimoe.at

Facebook - @vimoe.at,

Twitter - @intersexaustria

VAR.GES - Beratungsstelle für Variationen der Geschlechtsmerkmale

www.varges.at

PIÖ - Plattform Intersex Österreich

www.plattform-intersex.at

OII Europe - Organisation Intersex International

www.oii-europe.org

Fetisch in Zeiten von Corona

Text Martin Mayr

Mr. Fetish Austria &
Mr. Leather Austria

Soziale Kontakte sind nicht nur eine Funktion aus Bild und Ton. Selbst Bild und Ton sind nur bis zu einem gewissen Grad mit heutigen Technologien übertragbar, denn das übertragene Bild ist immer nur ein verzerrter Ausschnitt und der Ton ist jedenfalls einstellbar. Soziale Kontakte bestehen auch aus den Gerüchen und dem Element der Berührung mit ihren vielseitigen Aspekten, und diese sind zentral für Fetischisten. Es geht neben der Sprache der Menschen und der Optik ihrer „Gear“ (ihrer Outfits) ganz besonders um das Fühlen der Materialien, um Berührungen, um Körperflüssigkeiten, um oberflächliche bis tiefgehende Reize und um Gerüche; und all das ist in Zeiten von Corona nur eingeschränkt erfahrbar.

Hauptverein des schwulen Fetisch in Österreich ist die LMC Vienna („Leather and Motorbike Community Vienna“) mit ihren diversen Untergruppen wie den „LMC Bikers“ (Motorradgruppe), den „Austrian Puppies“ (Puppy Play) oder den „Austrian Rubbermen“ (Latexfetisch). Die LMC Vienna betreibt dank vieler ehrenamtlich arbeitender Vereinsmitglieder in Wien ihr Vereinslokal HARD ON und organisiert jährlich die Festivals Vienna Fetish Spring, Puppy Weekend und Wien in Schwarz. Darüber hinaus ist der Verein Träger der Titel Mr. Fetish Austria / Mr. Leather Austria und Mr. Puppy Austria, wobei diese bewusst als nationale Titel konzipiert sind und ein verbindendes Element für die Fetishcommunity in Österreich darstellen. Neben dem HARD ON gibt es in Wien noch das Eagle Vienna, das Sling und das F56 als fetischfreundliche Nachtlokale, wobei Letzteres als Hotspot der Fisterszene auch

international bekannt ist. Mit dem Restaurant ROPP gibt es außerdem ein fetischfreundliches Restaurant. In den Bundesländern gibt es Fetischgruppen mit regelmäßigen Treffen in Graz, Linz und Salzburg, und die Fetishcommunity ist auch regelmäßig auf den Paraden in Wien, Graz, Linz und Salzburg vertreten.

Die Coronakrise mit ihren Regeln zur Wahrung physischer Distanz führte zur Absage aller „realen“ Events ab 13. März und zur Schließung der Lokale. Mein Mann und ich waren zu der Zeit in München bei der Wahl des Mr. Leather Bavaria am 12. März zu Gast, und haben den Shutdown am 13. März mit der Absage des Starkbierfests ziemlich „live“ miterlebt. Die darauffolgenden Wochen im Quarantänemodus waren geprägt vom Austausch häuslicher Fotos in Leder und Latex über Social Media Kanäle und von der Verlagerung von Events ins Internet über Livestreams, Zoom-Videokonferenzen und Videoaufnahmen. Herausragende spontane Initiativen waren hierbei ein sehr lustiges Lip-Singing Video europäischer Schärpenträger von italienischer Seite sowie der „EuroFetish Show Contest“ am 9. Mai vom spanischen Fetischverband (SLFC). Links zu Beidem gibt es natürlich auf meiner Page www.fb.com/mrfetishaustria2019. Seitens der LMC Vienna wurde am 30. April

der traditionelle „Königinntag Vienna“ live aus dem HARD ON gestreamt. Darüber hinaus hat die LMC Vienna eine Fotokampagne unter ihren Mitgliedern unter dem Hashtag #LmcGuysAtHome veranstaltet. Das ist quasi ein virtuelles Familienalbum der schwulen Fetischszene und



Foto @briemumpixnet

ganz im Sinne des aktuellen Zeitgeists. Diese Fotos sind auf den Facebook- und Instagramseiten der LMC Vienna zu sehen.

Was im vorherigen Absatz schon anklingt ist die hohe internationale Vernetzung der schwulen Fetischszene, wobei das vom Verein her auch ganz formell über Mit-

gliedschaften bei internationalen Verbänden erfolgt. Hierbei ist die LMC Vienna Mitglied bei der European Confederation of Motorcycle Clubs (ECMC) sowie beim Verband der deutschsprachigen Clubs, der Leather & Fetish Community (LFC). Darüber hinaus fungieren Mr. Fetish Austria und Mr.

Puppy Austria als Bindeglieder zur internationalen Szene und sichern mit ihrer Schärpe eine österreichische Präsenz bei internationalen Events und Wettbewerben. Vor allem aber gibt es viele Fetischbegeisterte, die auch ihre Urlaubsplanung zum Besuch internationaler Events nutzen. Dazu gehören beispielsweise „Darklands“ in Antwerpen, „Easter Berlin“, „International Mr. Leather“ in Chicago, die „London Fetish Week“, „Paris Fetish Week“, „Folsom Street Fair“ in San Francisco bzw. „Folsom Europe“ in Berlin oder natürlich auch „Vienna Fetish Spring“ und „Wien in Schwarz“. Ich selbst war als amtierender Schärpen Träger zwischen Juni 2019 und März 2020 auf Fetishevents in folgenden Städten: New York, Amsterdam, Hamburg, Helsinki, Berlin, Rom, Taipeh, Nizza, Madrid, Sevilla, Antwerpen, gleich dreimal in München und natürlich auch jeweils mehrmals in Graz, Linz und Salzburg. Seit 13. März sind alle internationalen Events der Fetischszene zum Erliegen gekommen, und es ist noch nicht klar, wann solche Events wieder möglich sein werden. Infolge der Absage von Vienna Fetish Spring kommt es 2020 zu keiner Neuwahl des Mr. Fetish Austria und so wurde mein Mandat bis




voraussichtlich Mai 2021 verlängert.

Wie gesagt liegt der Reiz von Fetisch in gewissen Spielarten und im Fühlen der „Gear“ selbst. Das ist im Grunde gleich wie bei klassischen Textilien – auch hier geht es nicht nur um die

Optik sondern auch um den Geruch und das Gefühl auf der Haut. Da Leder hauteng und natürlich ohne Unterwäsche auf der Haut getragen wird, ist hier schon Onlineshopping schwierig. Man muss es probieren, es muss passen, sitzen und es muss letztendlich eingetragen werden. Ebenso wie Leder muss auch Latex perfekt passen und wird daher auch oft maßgeschneidert, wobei auch hier das Probieren ganz wesentlich ist. Hier geht wenig online und wenig mit Distanz. Bei Military Fetish und Sportswear geht es natürlich leichter mit dem Shopping, aber der Reiz von frischem Schweißgeruch lässt sich mit Social Distancing natürlich nicht darstellen.

Da Fetisch sehr physisch ist, ist die Hoffnung auf Wiedereröffnung der Szenelokale in der Community umso größer. Mit der (eingeschränkten) Wiederöffnung des Restaurants ROPP und der Bars Sling und Eagle in Wien sowie des monatlichen Fetischabends der HOSI Salzburg seit 15. Mai hat das örtliche Fetischleben in Österreich schon wieder begonnen. Dabei gilt es natürlich keinen Corona-Hotspot zu schaffen und sich an die Regeln zu halten, sodass es letztendlich am Ende von Corona zu einer völligen Öffnung der Lo-

kale kommen kann. Warnendes Beispiel ist hier Seoul in Südkorea, wo es am „Homo Hill“ zu einigen Corona-Ansteckungen kam, die auch in den Medien entsprechenden Niederschlag fand.

Letztendlich ist Österreich und hier vor allem Wien mit einer lebhaften Fetischszene und einem regen Vereins- und Lokalleben sehr gut ausgestattet, und das zieht auch internationale Gäste vor allem aus den Nachbarländern an. Ich hoffe sehr, dass es alle Lokale durch diese Krise schaffen und wieder aufsperrbar können. Derzeit sieht es in Österreich gut aus, dass es die Infrastruktur unsere Szene auch nach Corona weiterhin geben wird. Ich bin hoffnungsfroh. 

Weiterführende Links:

www.fb.com/mrfetishaustria2019

www.lmc-vienna.com

Der Preis in der Krise

Text Jürgen Ostler

schon in der Online-Welt begegnen und uns auch in harten Zeiten mit vielfältigen Einkäufen diesen Bücher- und Veranstaltungsort in der Berggasse 8 erhalten lassen. Einen herzlichen Dank der Jury für diese Auszeichnung und den Freundinnen und Freunden unserer Buchhandlung für ihre Neugier und Treue.

Teil der Community

Löwenherz hat sich als Unternehmen immer integriert in die Community verstanden. Von Anfang an haben an dem Projekt der ersten schwullesbischen Buchhandlung Österreichs Personen mitgewirkt, die dieses Verständnis verkörpert und gelebt haben. Auch wenn die meisten von ihnen nicht mehr dabei sind, so ist bei allen ökonomischen Notwendigkeiten dieser »Nestgeruch« geblieben. Löwenherz ist eingebettet in die Community und kann ohne sie nicht existieren. Durch dieses Grundverständnis liegt es auf der Hand, dass wir im Rahmen unserer kleinen Möglichkeiten die Projekte der Community wie Regenbogenball und Regenbogenparade stets unterstützt haben und unterstützen werden. Auch im Kleinen haben wir etwas zu bieten: wenn Jugendliche Literatur brauchen, um ihren Eltern beizubringen, dass sie schwul sind; wenn Schüler und Studenten Literatur für eine einschlägige Abschlussarbeit brauchen; wenn Regenbogeneltern Bücher für ihre Kinder suchen, die ihnen helfen sollen, Anderssein von sich selbst oder den Eltern oder anderen Menschen in ihrer Umgebung anzunehmen; wenn Regenbogenaccessoires gesucht werden, um sich selbst



Wie Löwenherz durch die Krise manövriert

Beim Thema Nummer eins derzeit lässt sich nur schwer absehen, wie es sich auf die Community und die damit verbundenen kleinen Läden und Lokale auswirken wird. In welcher Weise lässt sich der Impakt durch Corona auf uns kleine Geschäfte der Community überhaupt verkraften? Kein Zweifel: es wird für viele schwierig werden – und selbst im Fall, dass man*frau seine jeweilige kleine Nische gut besetzt, kann niemand sich wirklich sicher sein, diese schwere Zeit zu überstehen – von Dellen und Blessuren gar nicht erst zu reden. Wir kämpfen weiter, beißen die Zähne zusammen und geben nicht auf.

Der Österreichische Buchhandelspreis 2020

Einen Grund zum Freuen gab es für uns, als Löwenherz überraschend Ende April zusammen mit vier anderen eigentümergeführten unabhängigen Buchhandlungen den Österreichischen Buchhandelspreis 2020 gewonnen hat – das ist inmitten dieser schweren Zeit besonders ermutigend. Neben der stolz-machenden Auszeichnung bedeutet der Buchhandelspreis auch eine großartige Unterstützung zur richtigen Zeit. Die Auszeichnung als »Buchhandlung des Jahres 2020« gilt uns als queerer Fachbuchhandlung und zugleich unserem Kreis von Kundinnen und Kunden, die unser Engagement für nicht-heterosexuelle Bücher und Filme teilen, unseren Empfehlungen vertrauen, den Löwenherzen seit langem



Schon lange ist Löwenherz mit seinen Veranstaltungen (in erster Linie Buchpräsentationen und Lesungen) ein Fixpunkt im schwullesbischen Leben Wiens geworden. Dabei haben wir nur ein kleines Budget – aber Not macht erfinderisch. Phasenweise haben wir wöchentlich mindestens eine Veranstaltung auf die Beine stellen können.

Durch das Betretungsverbot ab dem 16. März war für uns alles anders als zuvor – Kunden durften einen Monat lang nicht mehr in den Laden kommen um einzukaufen. Unsere Veranstaltungen mussten durch die Bank abgesagt werden. Was nun? Vorübergehend (bis zur Wiedereröffnung nach Ostern) haben wir den Laden zu 100% auf Versand umstellen können. Anstelle der Verkaufsgespräche sind nun auf Facebook Veits Vorstellungen von Büchern, die uns am Herzen liegen, zu einem echten Renner und Generator von Aufmerksamkeit geworden. Viele Kundinnen und Kunden haben uns erzählt, dass sie sich jeden Tag darauf gefreut haben zu erfahren, was Veit in den Postings als nächstes „hervorzubern“ würde. Es hat etwas Vertrautes, das bleiben wird, solange die Kundinnen und Kunden es haben möchten. Noch erlahmt das Interesse an diesem Format nicht.

Es ist nicht dasselbe wie im Laden zu stehen und sich etwas von uns persönlich empfehlen zu lassen. Dennoch suggerieren diese Buchvorstellungen etwas von verloren gegangener „Normalität“. Einen ungeahnten Nebeneffekt gab es dabei auch: im schnelllebig gewordenen Buchhandel jagt das Angebot von einem Halbjahr mit unzähligen Novitäten zum nächsten – nun bekommen auch ältere Titel, die uns wichtig sind und leider bereits nach Monaten in Vergessenheit geraten, eine neue zweite Chance. Viele unserer Buchtitel sind einfach zeitlos. Das wurde uns bewusst. So wie vieles in dieser ungewöhnlichen Zeit hat es sich einfach ergeben.

Ein großes Projekt, das wir zusammen mit der Edition Salzgeber und dem Votivkino auf der Währinger


Queer Film Nacht

Straße nach Wien geholt haben, ist die Queer Film Nacht, die einmal im Monat an einem Montag einen queeren Film vorstellt. Die QFN gibt es schon seit einiger Zeit in deutschen Großstädten – nun soll sie auch in Österreich stattfinden. Am 9. März startete die

Queer Film Nacht auch in Österreich mit dem fulminanten georgischen Film »Als wir tanzten«. Schon der zweite Termin im April fiel dem Shutdown zum Opfer. Im Moment ist nicht klar, zu welchem Zeitpunkt die Queer Film Nacht in Österreich (und Deutschland) wieder aufgenommen werden kann – doch so viel ist gewiss: sobald wie möglich soll es damit weitergehen.

Berggasse 8

Schon viele Monate vor der Corona-Krise hat Löwenherz an einem neuen Projekt zu arbeiten begonnen: Oft haben uns Kunden gesagt, dass sie es schade fänden, dass einzelne Lesungen an bestimmten Terminen stattfinden würden, an denen sie unmöglich kommen könnten, obwohl sie den Autor oder die Autorinnen unbedingt mal persönlich erleben wollten. Um den Kunden die Möglichkeit zu geben, doch die Veranstaltungen miterleben zu können, haben wir begonnen, unsere Lesungen für Radio Orange aufzuzeichnen und zusätzlich Interviews mit den Autorinnen und Autoren zu führen – zu hören sind diese Aufzeichnungen auf Radio Orange jeweils am dritten Sonntag im Monat um 16 Uhr unter dem Programmpunkt „Berggasse 8 – Kunst – Kultur – Literatur – Queer“. Wer sie verpasst, hat danach auch die Möglichkeit, sie sich als Podcast auf berggasse8.at nachträglich jederzeit anzuhören. Ein bisschen können wir mit der Radiosendung und dem Podcast die Tatsache ausgleichen, dass in Folge der Corona-Regeln ein halbes Dutzend Veranstaltungen, die wir geplant hatten, ausfallen mussten.

Auch wenn es in dieser schwierigen Zeit ein Auf und Ab gab, so haben wir bewiesen, dass wir uns nicht unterkriegen lassen und dass wir die Situation auch als Chance für Innovationen und Ungeplantes genutzt haben. Nur so kann man*frau eine Krise überstehen – dank der Treue von Kundinnen und Kunden, die zu uns gehalten haben und klar gemacht haben, dass sie unbedingt wollen, dass es uns weiterhin gibt. Danke für alles – danke für den Österreichischen Buchhandelspreis 2020. 



InvisiBility - die unsichtbare Bisexualität

Ich stehe vor meiner Haustür, drehe den Schlüssel um und betrete die Wohnung. „Na, wie war der Abend?“, fragt mich wenige Minuten später mein Freund. Ich komme heim von einem der Werwolf-Abende im Gugg. Begeistert erzähle ich ihm von all den lustigen Momenten, die ich erlebt habe. „Das klingt toll, vielleicht könnte ich ja das nächste Mal mitkommen“, schlägt mein Freund – nicht das erste Mal – begeistert vor. Sofort breitet sich bei mir ein mulmiges Gefühl in meiner Magengrube aus. Mein Freund in einem LGBTQ+-Lokal?


Ich identifiziere mich als bisexuell. Nach zahlreichen gescheiterten Beziehungen habe ich endlich die Person, mit der ich mein Leben verbringen möchte, gefunden. Zufälligerweise ist es ein Mann, genauso gut hätte es eine Frau sein können. Die Probleme wären die gleichen geblieben. Genauso wie es mir unangenehm ist, meinen Freund zu einem LGBTQ+ Event mitzunehmen, zögerte ich oft, meine Ex-Freundin zu gewissen Anlässen mitzunehmen, aus Angst vor Diskriminierung. Solche Ängste hören bei Bisexuellen niemals auf, denn egal wo man sich befindet, man ist immer irgendwie der*die Unsichtbare. Einmal zu oft bin ich in der Lesbenszene nicht für ganz voll genommen worden, weil ich ja einen Freund habe und es viel leichter hätte. Aber auch bei meinen heterosexuellen Freunden kommt es immer wieder vor, dass ich gefragt werde, ob ich denn jetzt hetero bin. Nein, aber danke der Nachfrage.

LGBTQ+ Lokale sind für mich eine Möglichkeit, mich trotz heterosexueller Beziehung als queere Person zu erleben. Dementsprechend wichtig sind mir auch solche Abende in der Szene. Genau deshalb fühlt es sich falsch an, meinen Freund aus diesem Aspekt meines Lebens auszuschließen. Doch jedes Mal, wenn ich kurz davor

bin, ihn zu fragen, ob er denn nicht mitkommen möchte, zögere ich. Was, wenn ich komisch angeguckt werde? Was werden bloß die anderen denken? Werde ich dann überhaupt noch ernst genommen?

Bisexualität war schon seit meiner frühen Jugend ein Thema für mich, über das ich viel gegrübelt habe. Ich wurde in einem Dorf mit weniger als 5000 Einwohnern groß. Meine ganze Jugend hindurch habe ich nur einmal etwas von Bisexualität gehört und das war im Biologieunterricht. Meine damalige Biolehrerin machte auf sehr tolerant und widmete eine ganze Stunde der Homosexualität (was ja auch echt toll war). Zu Bisexualität sagte sie diese eine Aussage, die sich bis heute in meinem Gedächtnis festgesetzt hat: „Bisexualität existiert nicht, glaubt mir das. Irgendwann entscheidet man sich immer.“ Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits heftig in eine Mitschülerin verknallt und zweifelte dementsprechend an meiner Sexualität. Diese Aussage warf mich regelrecht in eine Sinnkrise. Lange haderte ich damit, schwankte je nach Verliebtheit innerlich zwischen den Labels lesbisch und hetero hin und her, denn Bisexualität gab es ja nicht. Erst nach Jahren war ich so weit, meine Bisexualität als valid zu akzeptieren. Doch meine besten Freundinnen waren ebenfalls in meiner Klasse und nahmen mich, nachdem ich all meinen Mut zusammengenommen habe und mich outete, nicht ernst.

Doch immer gab es diesen Lichtpunkt in meiner Jugend: Wenn ich erst für mein Studium nach Wien käme, würde alles anders werden. Dort gab es unzählige Leute wie mich, bei denen ich einfach ich selbst sein könne. Umso herber dann die Enttäuschung, als ich – noch keine Woche in Wien – aufgeregt in das erste Szenenlokal ging, mich vor neuen Bekannten outete, diese mich nur mit hochgezogener Augenbraue anschauten und fragten: „Was willst du dann hier in einer Lesbenbar?“ Diese erste negative Erfahrung prägt mich bis heute und macht mich vorsichtig, wo und vor wem ich mich oute.

Ich weiß nicht, wie vielen Bisexuellen es wohl ähnlich geht wie mir: Zu queer für Heteros, aber dann doch zu hetero für Homosexuelle, immer Außenseiter*in. Dies ist irgendwie ein Thema, über das nie geredet wird. Ich höre sehr, sehr selten, dass jemand laut und stolz sagt, er*sie ist bi. Aber glaubt mir, wir existieren. Es wird Zeit, dass Sichtbarkeit zur Selbstverständlichkeit wird. Und vielleicht ist es mir dann möglich, meinen Freund mitzunehmen und laut und stolz vor allen zu sagen: Ich bin bi! 

Text Marlene



Foto: Bohmann/Andrew Rinkhy

Neustart in eine geschützte Kindheit

Viele Menschen wünschen sich eine Familie. Viele Kinder suchen ein neues Zuhause. Pflegefamilien machen beide Träume wahr.

Nadja und ihr Ehemann Roman sehnten sich nach einer großen Familie. Als es mit dem zweiten Kind nicht klappte, brachte ihre leibliche Tochter sie auf die Idee, Pflegeeltern zu werden. So konnte der Elternwunsch damit verbunden werden, Kindern in Not ein neues Zuhause und Geborgenheit zu bieten.

KINDER BLÜHEN AUF
Heute leben vier Pflegekinder in der Familie, die allesamt richtig aufgeblüht sind. „Anfangs waren einige von ihnen sehr schüchtern, heute stehen sie bei Schulaufführungen selbstbewusst auf der Bühne“, erzählt die stolze Pflegemutter. Unter den Kindern stimmt die Chemie ebenfalls.

Sie spielen, lachen und streiten – wie echte Geschwister eben. „Da spielt die Biologie überhaupt keine Rolle, die Kinder sind ebenso glücklich wie wir“, sagt Nadja.
Mehr Infos beim Referat für Adoptiv- und Pflegekinder, Tel. 01/4000-90770 oder -8011, wien.gv.at/pflegeeltern

150 Jahre Vibratoren

Text Nadine Beck



Foto Sebastian Faust

Vor 150 Jahren wird das erste Konzept für einen mit Strom betriebenen Massageapparat veröffentlicht. Seitdem ist sehr viel passiert – ein Glück! Präsent sind uns Vibratoren wahrscheinlich eher als mehr oder weniger „naturrechte“, gummigewordene Penisattrappen für das gem/einsame Sexspiel. Angefangen haben sie aber als Heilgeräte und auch heute sind sie für die Medizin nicht ganz uninteressant.

Vom „Manipulator“ über den „Muschi-Bär“ bis zur „Lioness“

1869 erfindet der amerikanische Arzt George Henry Taylor den ersten Vibrator, einen dampfbetriebenen Rüttel- und Knetapparat, der den Namen „Manipulator“ bekommt. Vor Taylor gibt es auch schon Geräte, die die Vibrationsmassage mechanisch ausführen konnten, diese müssen jedoch wie ein Uhrwerk aufgezogen oder per Kurbel betrieben werden. Der „Manipulator“ ist eine Maschine, die unter einer Behandlungsliege sitzt und Vibrationen über einen Metallarm auf eine Kugel transferiert. Diese stößt durch ein Loch in der Liege auf Beckenhöhe und soll die Menschen durch das Gerüttel u.a. von Hernien und Beckenleiden befreien. Die Dampfmaschine, die das Vibrator-Kugel-Konstrukt antreibt, befindet sich dabei in einem Nebenraum, so groß ist sie. Eine handlichere, batteriebetriebene Version des Vibrationsmaseurs bringt der Engländer Joseph Mortimer Granville 1883 mit dem „Percuteur“ dann in die Wissenschaftsliteratur ein. Granvilles Behandlungsabsicht ist die Linderung von Nervenleiden durch die elektrifizierte Klopfmassage. Sein „Percuteur“ besitzt diverse austauschbare Aufsätze für die verschiedenen zu behandelnden Körperstellen, etwa an Knie oder Auge. Dass Ärzte damit Hysterische zum Orgasmus brachten, wie heute häufig behauptet wird, ist wissenschaftlich so nicht erwiesen. Der elektrische Vibromasseur für den Hausgebrauch tritt aber fortan seinen Siegeszug an, in den USA wird er gleich nach dem Toaster und dem Bügeleisen, und damit sogar noch vor dem Staubsauger, auf den Markt gebracht. Die Werbeanzeigen versprechen dort vollmundig „Health and Happiness“ und die Heilung aller Krankheiten und Leiden, sei es Verstopfung, schwache Augen, Haarausfall und Neurasthenie, Zahnweh oder Asthma. Der White Cross Vibrator bringt den Hype kurz und knackig auf den Punkt: „Vibration is Life“!

Auch in Deutschland findet der Vibrator im Kampf gegen kosmetische Probleme und diverse Leiden um 1900 reißenden Absatz. Erste Erfahrungen mit den positiven körperlichen Effekten des Rüttelns werden schon vorher während des Pferdereitens, Fahrradfahrens sowie beim Bedienen von Nähmaschinen und auf Reisen per Eisenbahn, Schiff oder Kutsche gesammelt. Der „Radfahr-Trabreit-Apparat Hellas“ der Berliner Firma Sanitas wird für diese Rüttel-imitier-Zwecke als „bester Apparat für die Hausgymnastik“ empfohlen, der auch für Kinder wohlgeeignet sei, für Erwachsene sogar ein „Specialapparat für die Entfettung“. Der Glaube an die in vielen Zeitschriften angebotenen Selbstheilungs-Apparate, Tinkturen und Cremes ist damals groß. Mit zunehmender Elektrifizierung der Haushalte fluten Vibratoren auch die Privatgemächer – die Kabel sind zwar noch ziemlich kurz, die Geräte relativ schwer und auch die Werbung und Bedienungsanleitungen lassen hierzulande keine sexuelle Zweitverwendung herauslesen. Aber spätere Zeitzeug*innenberichte erzählen davon, dass die Menschen damals sehr wohl herausgefunden haben, wo die Vibration auch zwischen Knie und Nabel guttut. Die Sanitas ist einer der Hauptfabrikanten für Vibratoren in dieser Zeit, sie produziert ihren Verkaufshit „Sanax“-Vibrator sowie die Varianten „Penetrator“ und „Do-Do“. Auf die Geräte können verschiedene Aufsätze aufgeschraubt werden, etwa ein kleines Schwämmchen für die Kosmetik, eine Gummibürste für die Kopfhaut oder eine kleine Platte zur Bauchmassage. Die Geräte nach dem Zweiten Weltkrieg bieten da nicht viel Neues, außer dass sie etwas handlicher sind und aus Plastik bestehen – von sexuellem Nutzen ist immer noch keine Rede, obwohl der Kinsey-Report und frühe Amateur-Pornofilmchen uns schon erste Hinweise darauf geben.

Wir wissen bis heute nicht, was genau den kalifornischen Erfinder Jon H. Tavel geritten hat, 1966 ein Patent für einen phallischen, batteriebetriebenen Vibrator einzureichen, oder, ob er wirklich damit der erste ist. Sicher ist zumindest, dass man in den USA ab diesem Zeitpunkt die ersten Werbeanzeigen für den Massagestab findet. Damals hat man alles Mögliche in den USA rütteln lassen: Betten, Sessel, Haarbürsten, Rückenkratzer und natürlich elektrische Zahnbürsten. Spätestens im Frühjahr 1969 ist der Vibratorstab auch in Europa angekommen: Auf der weltersten Erotikmesse „Sex 69“ in Kopenhagen geht der cremeweiße Vibrator mit geriffeltem Schaft und mit einer Länge rund um die 17 cm weg wie geschnitte-

nes Brot. Die Form des neuen Vibrators verrät, an welchem Körperteil sich seine Gestalt orientiert, dennoch laufen die Anzeigen zu Beginn noch sehr züchtig als „Cosmetic-Vibrator“. Auch wenn sich die Presse zur Sex-Messe „Intim 70“, der ersten Erotikmesse in Deutschland und in Wien, noch skeptisch zeigt wegen diesen „Ab-Phall-Produkten für eine unbefriedigte Wohlstandsgesellschaft“, es kommen schnell viele Varianten auf den Markt: Dünner und länger, kürzer oder mit leuchtender Spitze, roséfarben und später auch in schwarz-goldener Ausführung als „Herren-Vibrator“. Das Gerät wird also ausdrücklich nicht nur für Frauen angeboten. Mitte der 1970er Jahre sind weltweit gut 20 Millionen Vibratoren im In- und Ausland verkauft. Das Unternehmen Beate Uhse muss sich immer neue Kaufanreize ausdenken und gibt den Geräten in ihren Katalogen kuriose Namen wie „Muschi-Bär“, „Doppel-Bock“ oder „Strammer Max“. Die Werbe-seite für den Vibrator mit dem klangvollen Namen „Imperator“ ist stark an die damals populären Star Wars-Filme angelehnt.

2020, gut 50 Jahre später, haben wir eine Vielfalt an Massagegeräten, die nicht nur vibrieren, sondern auch drehen oder stoßen, per App gesteuert werden können und seit den 1990er Jahren auch nicht mehr nur phallisch aussehen. Der letzte Schrei ist derzeit der Lioness: Zwar ist dieses Toy wie ein „Rabbit“-Vibrator mit Klitorisreizer geformt, ist aber ein sogenannter Smart Vibrator und damit wohl der Fitnessstracker unter den Massagegeräten. Er hat verschiedene Biofeedback-Sensoren in seinem länglichen Gehäuse, die während seines freudvollen Nutzens die Kontraktio-

nen und Temperaturveränderungen (z.B. in der Vagina) und Verlagerungen des Beckens (mit derselben Bewegungssensor-Technik, die auch in Smartphones verwendet wird) registriert, die man sich dann in einer App auf dem Smartphone visualisieren und auswerten lassen kann. Eine jüngste Erkenntnis dank des Lioness ist etwa, dass sich durch den Gebrauch von THC/CBD-Öl-haltigen Gleitmitteln bzw. Konsum von THC/CBD die Art, Länge und Intensität des Orgasmus und das Erregungsmuster des Körpers verändert und neben der psychischen Ebene des Highs noch eine sexuell-physiologische Dimension eröffnet wird. Die Auswertung der eingesandten anonymisierten Screenshots der App ist durchaus interessant, unterscheiden sich die aufgezeichneten „Sessions“ mit und ohne THC/CBD doch erheblich voneinander. Das Feld, das anhand dieser Biofeedback-Erfassungsmöglichkeiten von Daten für die Medizinwelt eröffnet wird, ist nur zu erahnen. Insofern schließt sich hier der Kreis: Der Vibrator fing als Gesundheitsgerät an und ist 150 Jahre später nicht nur für die eigene sexuelle Gesundheit wertvoll, sondern mag uns auch in Zukunft noch vieles über unseren Körper verraten.



Abbildungen: Nadine Beck, mit freundlicher Unterstützung der Beate Uhse Group BV und Günter Zint/PANFOTO

Queer auf dem Land

Besprechungen von Christian Höller

Wie geht es einem schwulen Mann auf dem Land? Mit diesen und anderen Themen beschäftigt sich Dominik Barta in seinem gerade erschienen Debütroman. Der Autor weiß, wovon er schreibt. Schließlich ist er in Oberösterreich auf dem Land aufgewachsen. Barta gelingt es in seinem Buch sehr gut, die Gefühlskälte in einem kleinen Dorf einzufangen. Die meisten Bewohner*innen haben nie gelernt, ihre Empfindungen auszudrücken. Vieles muss hintergeschluckt werden, bis sich eine Depression entwickelt. Im Elternhaus des Protagonisten gibt es keine Zärtlichkeiten. „Ich erinnere mich nicht, dass unser Vater unsere Mutter jemals geküsst hätte. Sie lagen sich nicht im Arm. Sie streichelten sich nicht“, schreibt der Autor. Der Vater entschied über die Köpfe der Kinder hinweg, was sie lernen sollten.



Tief verwurzelt ist in dem Dorf auch die Abneigung gegen Fremde. Zu den Ausnahmen gehört der Dorfarzt. Weil er Flüchtlinge kostenlos behandelt, wird er als Schwuchtel beschimpft. Besonders schwer haben es die Menschen, die in einer Flüchtlingsunterkunft wohnen. Zu ihnen gehört Toti, ein Jugendlicher aus Syrien, der sich mit einem einheimischen Jungen anfreundet. Toti „hasste das kalte Land, in das ihn das Leben geschwemmt hatte. Am meisten hasste er die Leute, die hier lebten und die keine Seele in sich trugen“, heißt es in dem Buch. Im Vereinshaus der Sportschützen treffen sich die Mitglieder einer rechten Partei, die gegen Asylwerber*innen hetzt. Die Dorfbewohner*innen „hielten nicht nur Hunde. Sie waren selbst wie Hunde“, schreibt der Autor.


Der lesenswerte Roman liefert einen Einblick in die österreichische Seele, wobei beim Thema Homosexualität auf dem Land mehr möglich gewesen wäre. 

Dominik Barta: *Vom Land*. Zsolnay Verlag, Wien 2020.

Beim Sex Neues ausprobieren

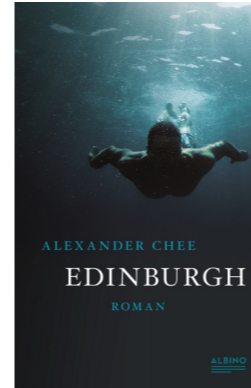


Eigentlich ist die Situation paradox: Es wird so viel über Sex gesprochen wie noch nie. Im Internet sind unzählige Pornos mit Sexstellungen aller Art zu finden. Trotzdem sind viele Menschen verunsichert. Sie stellen sich Fragen wie: Ich fahre immer auf den gleichen Typen ab – kann ich das ändern? Sollen wir die Beziehung öffnen, wenn der Sex langweilig geworden ist? Welche Übungen gibt es für Männer, die zu schnell kommen? Warum erleben lesbische Frauen öfter einen Orgasmus? Wie ist das, wenn sich zwei aktive schwule Männer treffen? Ist Squirting die weibliche Ejakulation? Welche vibrierende Lustbringer sind zu empfehlen? Wie stark nimmt der Sex im Alter ab? Was sind die häufigsten Gründe, warum der Sex nicht funktioniert?

In diesem lesenswerten Buch beantworten Expert*innen in einer lockeren Art viele Fragen rund um Sexualität, Liebe und Beziehungsgestaltung. Sie gehen dabei auch ausführlich auf die Anliegen von LGBTQIA-Menschen ein. Das Buch liefert zudem Anstöße zum Nachdenken. Die Autor*innen zeigen, wie sich durch übermäßigen Pornokonsum das Sexualverhalten ändern kann. Denn Pornos können unrealistische Vorstellungen vermitteln, wie Sex auszusehen hat. Das Buch will Leser*innen ermutigen, die bisherige Sexualität zu hinterfragen, die eigenen Sehnsüchte ernst zu nehmen und Neues auszuprobieren. Schließlich soll Sexualität etwas Lebendiges sein. Es ist gut, betonen die Autor*innen, wenn sich die Sexualität im Laufe des Lebens verändert, weil wir neue Erfahrungen machen, neue Partner*innen kennenlernen und sich der Körper entwickelt. Auch wer glaubt, schon alles über Sex und Liebe zu wissen, wird in dem Buch einiges Neues und Interessantes entdecken. 


Melanie Büttner, Alina Schadwinkel, Sven Stockrahm: *Ist das normal?* Beltz-Verlag, Weinheim 2020.

Unsagbares in Worte fassen



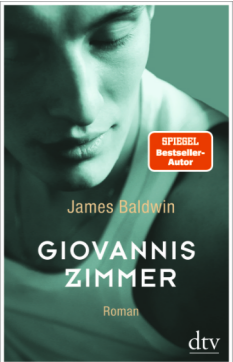
Alexander Chee gehört zu den wichtigsten queeren Autor*innen in den USA. Er hat koreanische Wurzeln und machte als Jugendlicher die Erfahrung, wegen der Hautfarbe und der sexuellen Orientierung ausgrenzt zu werden. Nun sind im Albino-Verlag zwei großartige Bücher von ihm in deutscher Übersetzung erschienen. Es ist ratsam, beide Bücher hintereinander zu lesen.

Beginnen wir mit dem Roman „Edinburgh“. Hier geht es um den zwölfjährigen Phi, der im Knabenchor singt und vom Chorleiter sexuell missbraucht wird. Der Chorleiter wurde später wegen Kindesmissbrauchs in mehreren Fällen schuldig gesprochen. In dem Roman geht es viel um Scham und um Schuld. Der Protagonist fühlt sich schuldig, weil er seinen besten Freund nicht vor dem Chorleiter warnte. Er will sich das Leben nehmen und wird von einem zufällig anwesenden Freund daran gehindert. In diesem Roman hat der Autor seine eigenen Erfahrungen verarbeitet, wobei das Trauma des Missbrauchs nicht direkt angesprochen, sondern in einer poetischen Sprache angedeutet wird.

Wer mehr über das Leben des Autors erfahren möchte, sollte das zweite Buch „Wie man einen autobiografischen Roman schreibt“ lesen. Hier wird deutlich, wie schwer es Chee gefallen ist, das Unsagbare in Worte zu fassen. Doch es sei wichtig gewesen, den Schmerz zu benennen. „Heilen kann nur, was man benannt hat. Jedenfalls hilft das“, betont Chee. Das Schreiben ist für ihn ein Weg der Selbstfindung. Das zweite Buch ist voller Kraft. Hier beschäftigt sich der Autor nicht nur mit dem Missbrauch, sondern auch mit anderen prägenden Erfahrungen in seinem Leben wie das erste Mal in Drag, der Aids-Krise und dem Rechtsruck in den USA. 


Alexander Chee: „Edinburgh“. Albino-Verlag, Berlin 2020. Übersetzung: Nicola Heine, Timm Staffe

Schwarz und queer



„Giovannis Zimmer“ ist der berühmteste Roman des US-Schriftstellers James Baldwin. Dem dtv-Verlag ist es zu verdanken, dass das 1956 erschienene Werk nun in einer neuen deutschen Übersetzung vorliegt. Baldwin setzte sich in seinen Arbeiten unter anderem mit der Identität von homosexuellen und schwarzen Menschen auseinander. Weil er nicht nur über seine Erfahrungen als „person of color“ schreiben möchte, spielt „Giovannis Zimmer“ im weißen Milieu. Der Roman zeigt, wie schwierig es in den 1950er Jahren war, sich zur Homosexualität zu bekennen.

In der Handlung geht es um den jungen Amerikaner David, der in Paris den Italiener Giovanni kennenlernt. Dem Autor gelingt es in einer einfühlsamen Sprache, das Gefühlschaos und die inneren Höllequalen, die beide Männer durchmachen, begrifflich zu machen. David ist nach jedem Moment des Verlangens von Schuldgefühlen geplagt. Er versucht immer wieder, Giovanni zu verleugnen und damit seine eigene Homosexualität zu bekämpfen. Auf der anderen Seite kann Giovanni nicht mit der Zerrissenheit von David leben.

Die Protagonisten in dem Roman sind einsame und verlorene Menschen. Denn Homosexualität war in den 1950er Jahren ein existenzielles Thema. Wer sich dazu bekannte, riskierte nicht nur eine Gefängnisstrafe, sondern auch den gesellschaftlichen Absturz. Als der Roman in den USA erschien, war die Empörung groß. Einige Kommentator*innen erregten sich, dass ein schwarzer Autor es wagte, weißen Menschen solche „abnormale“ Neigungen zu unterstellen. Insofern ist der Roman ein wichtiges Zeitdokument. Zu empfehlen ist auch das Nachwort von Sasha Marianna Salzmann, denn hier werden der historische Kontext und die autobiografischen Züge des Romans beleuchtet. 

James Baldwin: *Giovannis Zimmer*. dtv-Verlag, München 2020. Übersetzung: Miriam Mandelkow

Dominik Barta

Autorenvorstellung

Dominik Barta hat vor kurzem seinen ersten Roman „Vom Land“ veröffentlicht – ein Roman, der sich aus der Perspektive eines schwulen Mannes mit Familie, Heimat und der Bedeutung, zufällig am gleichen Ort zu sein auseinandersetzt.

Genau wie die im Roman geschilderte Familie stammt auch Dominik Barta aus Oberösterreich – und gerade weil er einen sehr bewussten und durchdachten Zugang zum Thema „Autobiografie“ hat, ist ein Blick auf seine Person viel-

leicht von besonderem Gewinn. Denn Dominik Barta hat in seiner Dissertation über „Autobiografieren“ als den Vorgang nachgedacht, ein eigenes Selbst aufzubauen, einen Ort in der Welt zu gewinnen. Autobiografieren bezeichnet in diesem Zusammenhang also nicht das Aufschreiben der Stationen und Eckpunkte des eigenen Lebens – dies könnte man zur Abgrenzung vielleicht „Memoiren“ nennen. Autobiografieren steht in Dominik Bartas Überlegungen dafür, durch das Aufschreiben eines Textes zu sich selbst zu kommen, dieser Text kann dann in seiner Gesamtheit ein wesentliches Moment, ein Merkmal, einen Charakterzug, ein Lebensgefühl dessen mitteilen, der ihn aufgeschrieben hat – ohne dass dabei die Fakten des Textes, die handelnden Personen, die Orte der Handlung und so weiter notwendig genau so in der Biografie des Autors vorkommen.


Dominik Barta besuchte das Oberstufenrealgymnasium Stifterstraße in Linz mit besonderem Schwerpunkt musikalische Ausbildung. Er spielte Klavier und wollte eine Weile auch Pianist werden. Seinen Zivildienst leistete er auf einer psychiatrischen Nachsorgeeinrichtung ab, ein Jahr, das ihn nach eigener Aussage beeindruckt hat. Fast wäre er dann ans Reinhard-Seminar gegangen und Schauspieler geworden, doch er studierte an der Universität Wien Philosophie, Germanistik und Romanistik. Mit dem Erasmus-Programm ging er nach Granada in Spanien und zurück in Österreich begann

Text Veit Georg Schmidt

er sich intensiv mit dem Thema Homosexualität zu befassen und schrieb seine Diplomarbeit über „Homosexualität als Lebensform“.

Danach ging Dominik Barta nach Deutschland und Italien um über den Zusammenhang von Schrift und Selbstbestimmung bzw. Selbsterfassung zu promovieren. Er wechselte oft den Wohnort, pendelte von Wien nach Bonn, von Bonn nach Hamburg, von Hamburg nach Bonn, von Bonn nach Florenz, von Florenz nach Wien. Währenddessen stellte er fest, so erzählte er uns, dass es ihm immer weniger bedeutete, wo er sich gerade befindet: Beheimatet-Sein, Verwurzt-Sein verloren ihre Wichtigkeit, nicht, wo man sich befindet zählt, sondern mit wem. „Nichts beheimatet so sehr, wie die Anwesenheit eines geliebten Menschen und das Gefühl, für irgendjemanden wichtig zu sein.“ – Dominik Bartas Fassung des Heimatbegriffs.

Nach der Promotion folgten zwei Jahre an der Universität Warschau, zurück in Österreich begann er Geschichte der Psychologie (an einer Privatuniversität) und Deutsch als Fremdsprache für geflüchtete Menschen zu unterrichten. Das gefällt ihm so gut, dass er es bis heute macht.

Und so gewinnt die vermeintlich traditionelle Genrebezeichnung „Heimatroman“ für Dominik Bartas Debüt gerade mit Blick auf seinen Lebenslauf eine neue Bedeutung. „Vom Land“ ist keine Autobiografie, denn sein Lebenslauf liest sich im Abriss eher schon wie der Plot eines klassischen Bildungsromans. Mit „Vom Land“ bestimmt Dominik Barta das, was ihm wichtig ist – vielleicht das, was ihn ausmacht. 

Text Andrea Francesconi

Immer dorthin, wo der Hase NICHT ist!

Wir müssen die Welt neu denken, weniger Konsum, mehr Wertschätzung, weniger Strache und das ganze Zeugs: Konnte ja nicht weitergehen wie bisher. Das war schon klar, noch bevor eine gewisse Fledermaus in China überzeugt war, sie könne trotz ein bisschen Kopfschmerzen und Husten zur Arbeit fliegen.

Dass die Welt aber den Spieß umdreht und UNS neu denkt? LGBTIQ nur noch mit Lockerungen, Germvorrat, Balkonsinger, Trump, Infektionsschutz und Quarantäne assoziiert? Uns gleich komplett den Gully runterspült, nur wegen dem blöden Vieh?

Wehret den Anfängen, sagt meine Göttliche oft. Auch wenn sie nur den Spüler ausräumen soll. Sie hat diese klare Vorstellung vom Virus, das hinterm Horizont lauert.

Wehret den Anfängen, schön. Aber wie wehrt man sich, wenn man nicht weiß, wogegen? Der Corona-Hase narrt uns zickzack voraus und wir ratlos hinterdrein wie ein Rudel erboster Virologen.

Die Antwort des gewandten Jägers: Den Haken immer dorthin, wo der Hase sicher NICHT ist. Paradoxe Intervention nennt das die Göttliche: Den Spüler ausräumen, wenn's keiner mehr von ihr erwartet. Angewendet auf unsere Coronatage:

- Abends vom Balkon aus unseren HELDEN (gemeint: Trotteln) dafür applaudieren, dass sie uns für fast kein Geld gesund erhalten, die Regale nachschlichten, die Öffis fahren – statt uns ernsthaft dafür einzusetzen, dass diese Menschen endlich angemessen bezahlt werden.
- Den Masken-Terroristen und AbstandsNazis keine reinsemeln, obwohl sie doch so drum betteln.
- „Einige von euch werden vielleicht sterben – aber das ist ein Opfer, das ich bringen werde“: Das könnte von Donald Trump sein – oder von Niki Lauda. In den verkommenen Zeitungen wurde gerade sein Todestag „in der Einsamkeit von Corona“ be-

trauert statt der seiner 223 Absturz-Opfer von Bangkok, die der Luftgeschäftsman aus krimineller Gier und Scheißbinix auf dem elastischen Gewissen hatte.

Seit Corona wissen wir: Paradox intervenieren heißt, auf Vernunft, Anstand oder Fakten pfeifen – manchmal auf alles gleichzeitig: Kleine Gastwirte und feiernde Nachbarn denunzieren oder auch Klopapier und Germ hamstern, dass es bis ins Jahr 2400 reicht – aber zugleich die neu erkannte Solidarität beklatschen.

Oder England: Die englische Herde ist trotz der Johnson-Kur nicht immun geworden sondern nur kleiner: Bis auf Keith Richards ist es durch nachhaltiges und schamloses Missmanagement seine Pensionsschmarotzer losgeworden. God, I miss brexit!

Oder bei uns: Österreichs Künstlerei stellt den Frechheitsrekord mit der Forderung auf, sie für ihre freiwillige Berufswahl unterschiedslos zu alimentieren, und zwar aus Steuergeld.

Was also können, ja: müssen wir als LGBTIQ-Community aus alledem lernen? Dass wir kein schlechtes Gewissen mehr zu haben brauchen, wenn wir wieder aus der Öffentlichkeit verschwinden. Zurück im closet, das hat Charme und ist, gibt es nur zu, auch bequem: Sich verstecken hat einen neuen Namen, social distancing. Endlich brauchen wir nicht mehr dumm auf der Parade rumrennen, endlich können wir wieder ungehemmt bei Amazon kaufen ohne schlechtes Gewissen.

Always look on the bright side of life! 



DIE LOCKERUNGEN FALLEN REGIONAL SEHR UNTERSCHIEDLICH AUS

Cartoon mit freundlicher Genehmigung des Künstlers Uli Döring.
Mehr Cartoons und Informationen auf uliwood.wordpress.com.

Die 70. Berlinale

Text Anette Stührmann



Im Zeichen von Terror, Politik und Corona

Die 70. Berlinale und erste unter der Leitung von Mariette Rissenbeek und Carlo Chatrian war wohl nicht coronafrei, aber das Virus war auch kein besonderes Thema. Zwar standen Flaschen mit Desinfektionsmitteln auf dem Akkreditierungstresen und im Toilettenbereich, aber die Kinos und Veranstaltungen waren durchwegs gut besucht, trotz zahlreicher Absagen besonders von TeilnehmerInnen des European Film Market (EFM).

Die 70. Berlinale - weiterhin politisch bestimmt

Hatte die Berlinale mit einer Schweigeminute für die Opfer des rechtsterroristischen Anschlags von Hanau begonnen, so endete sie nicht minder politisch. So ging der Goldene Bär für den besten Film am 29. Februar an Mohammad Rasoulofs „Sheytan vojud nadarad“ (D, CZ, IR), der sich mit

despotischen Zuständen und dem Ringen nach Freiheit auseinandersetzt. Da Rasoulof im vergangenen Jahr für seine kritische Filmarbeit und wegen angeblicher „Propaganda gegen das System“ im Iran zu einjähriger Haftstrafe und zweijährigem Berufsverbot verurteilt wurde, durfte er an der Preisverleihung in Berlin nicht teilnehmen. Seine Tochter, die Schauspielerinnen Baran Rasoulof, die eine Rolle im Film hat, nahm die Auszeichnung für ihn entgegen.

Die Gefängnisstrafe gegen den Filmemacher war Ende Februar noch nicht vollstreckt und so konnte die Tochter von der Pressekonferenz aus mit ihm telefonieren. Mohammad Rasoulof freute sich sehr über die Auszeichnung, erhielt je-

Futur Drei



doch einige Tage später in Teheran die Aufforderung, die Haft anzutreten, was zu großer internationaler Bestürzung und einer offiziellen Protestnote von Seiten der Berlinaleleitung führte. Sie seien „besorgt“ über die Haftanordnung und erschüttert, „dass ein Regisseur so hart für seine künstlerische Arbeit bestraft wird“, sagen Mariette Rissenbeek und Carlo Chatrian. Man hoffe, „dass die iranischen Behörden das Urteil revidieren“.

Überhaupt war die Berlinale wie zu Dieter Kosslicks Zeiten (2001-2019) politisch bestimmt. So vergab die internationale Jury weitere Auszeichnungen an Beiträge, die sich mit sozialen Missständen auseinandersetzen, zum Beispiel ging der Silberne Bär Großer Preis der Jury an das US-amerikanische Abtreibungsdrama „Never Rarely Sometimes Always“ von Eliza Hittman.

... und noch immer keine Gleichbehandlung

Doch ebenso politisch war der wiederholte Protest der AktivistInnen von ProQuote Film und Internationalem Frauenfilmfestival Dortmund/Köln wie jedes Jahr gegen die ungleiche Genderpräsenz. Sie stellten fest, dass Frauen mit den immer gleichen Argumenten gegen gerechte Partizipation und Quotenverteilung vor allem bei der Regie und in allen „kreativen Schlüsselpositionen“ benachteiligt bleiben.

Die Ungleichbehandlung betrifft auch queere Teilnahme und Themen. Trotzdem ging immerhin der eine oder andere Preis an queere Werke, so zum Beispiel der Audi Short Film Award für „Genius Loci“ (F) von Adrien Mérygeau, einen Animationsstreifen von 16 Minuten, in dem die junge Reine sich in ihrer chaotischen Welt zurechtzufinden versucht.

In „Meu nome é Bagdá“ von Caru Alves de Souza aus Brasilien werden anhand der jungen Protagonistin, die auf ihrem Skateboard durch Sao Paulo saust, die Themen Emanzi-



Genius Loci

pation, Solidarität und Widerstand behandelt, wofür der Film mit dem Großen Preis der internationalen Jury von Generation 14Plus belohnt wurde.

„The Twentieth Century“ von Matthew Rankin aus Kanada bestach die Fipresci Jury mit einer anarchischen Premierministersatire im historischen Gewand.

Die Doku „Garagenvolk“ (D) von Natalija Yefimkina wurde mit dem Heiner-Carow-Preis ausgezeichnet und zeigt Menschen im abgelegenen russischen Norden, die sammeln, basteln und träumen.

Zoé Wittock erhielt für „Jumbo“ (F, B, L) und ihre Geschichte von der Liebe zwischen einer jungen Frau und einem Fahrgeschäft den AG Kino Gilde 14plus.

Der Amnesty International Filmpreis sowie der Panorama Publikumspreis Dokumentarfilm gingen an „Welcome to Chechnya“ (USA). Darin begleitet das Filmteam um Regisseur David France russische Aktivist*innen, die seit den Übergriffen und Menschenrechtsverletzungen von 2017 gegen Mitglieder der tschetschenischen LGBTIQ*-Community diese verstecken und außer Landes bringen, um sie vor Verfolgung, Folter und Ermordung zu retten.

Der 34. Teddy Award

Für ihren mutigen Einsatz im Kampf für Menschenrechte und Freiheit wurden drei der in „Welcome to Chechnya“ Portraitierten, Olga Baranova, Maxim Lapunov und David Isteev, mit dem erstmals in diesem Jahr verliehenen Teddy Activist Award ausgezeichnet, überreicht am 28. Februar während der Teddy-Gala in der Volksbühne Berlin am Rosa-Luxemburg-Platz.

Die im plattdeutschen Norden geborene Sängerin und Entertainerin Annie Heger führte stimmungsvoll durch den queeren Preisverleihungsabend und stellte unter anderem Teddy-Sponsor Harald Christ, Daddy of the Teddy Wieland Speck und Filmemacherin Ulrike Ottin-



Si c'était de l'amour



Jumbo

ger vor. Letzterer war einige Tage zuvor die Berlinale Kamera verliehen

worden (Interview mit Ottinger zu ihrer deutsch-französischen Doku „Paris Calligrammes“ in diesem Heft). Der Teddy für den besten Spielfilm und der Teddy Readers ' Award powered by Queer.de gingen an „Futur Drei“ (D) von Faraz Shariat und seine Story um junge Deutsche migrantischer Herkunft, einige von ihnen mit deutschem Pass, andere von Abschiebung bedrohte Geflüchtete. Keine/r von ihnen fühlt sich hundertprozentig zuhause in der niedersächsischen Provinzsiedlung, in der sie sich weder mit der rassistischen deutschen Kleinbürgeridylle noch mit der konservativ-ängstlichen Rechtschaffenheit ihrer Eltern identifizieren.

Als beste Teddy-Doku wurde Patric Chihas „Si c'était de l'amour“ (F) auserkoren. Chiha, der vor einigen Jahren „Brüder der Nacht“ (A 2016) in der Wiener Stricherszene gedreht hatte (siehe dazu auch das Interview in Lambda 2/2016), begleitet in seinem neuen Film die Aufführungssituation eines Tanzstückes, in der sich die Geschichten der fiktiven Charaktere mit den persönlichen Hintergründen der SchauspielerInnen mischen.

Den Teddy für den besten Kurzfilm erhielt Agustina Comedi für „Playback. Ensayo de una despedida“, in der eine Transfrau von schillernden Dragshows, Kampf gegen AIDS und Polizeigewalt im Argentinien der späten 1980er erzählt.

Im Kontrast zu dem Kurzfilm, in dem viel gesprochen wird, steht der Gewinnerfilm des Teddy Jury Awards „Rizi“ (RC) von Tsai Ming-Liang, der 127 Minuten lang ohne Dialoge auskommt und in dem man zwei Männern bei ihren jeweiligen Alltagsverrichtungen zuschaut, wenn sie kochen, die Wohnung putzen, einkaufen, sich waschen, arbeiten gehen. Irgendwann kommt es im Hotelzimmer zu einem Treffen des Liebespaares, in dem sich ihre ganzheitliche Verbundenheit offenbart.

Infos unter www.berlinale.de

Die Idee, Kunst für alle zugänglich zu machen

Ulrike Ottinger, eine provokative Stimme im deutschen Kino **Text** Anette Stührmann

Ulrike Ottinger, die in Berlin lebt und ihre Wien-Verbundenheit 2007 in ihrem Film „Prater“ zum Ausdruck brachte, erhielt im Februar die Berlinale Kamera. Im Anschluss an die Auszeichnung hatte ihr Berlinale Special-Beitrag „Paris Calligrammes“ Weltpremiere. In der Doku spürt Ottinger ihren jungen Jahren in Paris nach. 1962 hatte sie sich mit 20 aufgemacht, um Künstlerin zu werden und blieb sieben Jahre in der faszinierenden Stadt. 50 Jahre später und mit sachlicher Erzählstimme unterlegt kehrt sie mit ihrer Kamera an die Plätze und zu den Menschen zurück, die sie noch immer begeistern.

In den 1960ern bildete sie sich im Atelier von Johnny Friedlaender in Radiotechniken weiter und setzte das Erfahrene und Gesehene in großen Bildern französischer Pop Art um. Die Dokumentation schließt an den künstlerischen Anspruch von damals an und zeigt eine Regisseurin, die überlegt, wie die Euphorie der jungen Künstlerin mit der heutigen Erfahrung der erfolgreichen Filmemacherin unter einen Hut zu bringen ist.

Bühne für ihre HeldInnen ist Paris selbst, ein früher Morgen mit Straßenkehrern, Trottoir, altem Gemäuer, Kirchenglockenläuten, Taubengurren. Erste Anlaufstelle war 1962 Fritz Picards Buchladen „Librairie Calligrammes“, ein Treffpunkt für Intellektuelle und alle, die sich für deutsche Literatur interessierten.

Picards große Leidenschaft war das Durchstöbern von Antiquariaten, wo er Literaturschätze einsammelte, die von Emigranten auf der Flucht vor den Nazis zurückgelassen worden waren. In seinem Laden stapelten sich die Bücherberge, die jene ersetzten, die er selber in Berlin hatte zurücklassen müssen. Zwischen den Bücherstapeln saßen und standen die Intellektuellen und Künstler, um zu diskutieren und zu lesen. Eine von ihnen war Ulrike Ottinger, die bei Picard viele interessante Persönlichkeiten kennenlernte und selbst zur „Bücherbesessenen“ wurde.

Frau Ottinger, wieso eigentlich Paris? Ich bin in Konstanz geboren, nach dem Krieg in der französischen Zone aufgewachsen und mit französischer Kultur großgeworden. Meine Mutter übersetzte für die Franzosen, mein Vater war Künstler, der nach dem Krieg vor allem zum Broterwerb Kinos in Süddeutschland und in der Nordschweiz mit großen Wand- und Deckenbildern ausstattete. In der Bibliothek meiner Eltern gab es viel französische Literatur und in der Schule hatte ich jeden Tag eine Stunde Französisch. Es war also eher selbstverständlich, sich Paris auszusuchen: Paris, die Kulturstadt schlechthin.



Und als Sie in Paris ankamen, hatten Sie gleich Kontakte? Ich war bereits zweimal mit meiner Mutter dort gewesen, sie hatte mich mit Johnny Friedlaender und Fritz Picard bekanntgemacht. Zuerst wohnte ich bei französischen Freunden, schlief auf der Luftmatratze. Eine Zeitlang war ich Au-pair und musste ein paar Stunden am Tag in einer Familie arbeiten für Kost und Logis. Irgendwann konnte ich in ein Hotel ziehen. Das war damals ganz üblich; man zahlte monatlich. Das war im Dachstock, ohne Wasser, die winzigen Zimmer nur durch Tapeten voneinander getrennt. Ein bescheidenes Leben, aber man war in Paris, und darauf kam es an.

Wäre so ein Leben, wie Sie es damals führten, auch heute noch in Paris möglich? Es war zu meiner Jugendzeit ganz anders als heute. Damals saß man zum Beispiel während des Tages im Café, ließ sich dort anrufen und Nachrichten übermitteln. Das war in den 1960ern so üblich und geht heute gar nicht mehr. Wobei das Flore oder das Lipp, die haben auch heute noch ihre alten Stammgäste. Da setzen sich die junge Avantgarde und Touristen dazu und finden das toll. Aber das Drumherum, wo das Café wie das eigene Wohnzimmer oder der Arbeitsplatz ist, das hat sich natürlich verändert.

War die Luke, von wo aus Sie einen Teil des historischen Treibens verfolgen konnten, so etwa wie das, was später die Filmkamera für Sie war? Ja, das war schon schön, ist es auch heute noch. Ich habe mich nicht umsonst so bemüht, für den Film wieder in das Zimmer zu kommen, in dem übrigens wieder junge Leute wohnen. Es gibt immer noch Menschen, die versuchen, so zu leben, wie ich damals.

Warum sind Sie trotz aller Begeisterung und Erfolge Ende der 1960er wieder nach Deutschland zurückgekehrt? Irgendwann hatte die Faszination für mich ein Ende gefunden. Und 1968, da war schon eine gewisse Enttäuschung, dass sich nicht so viel geändert hatte, wie ich es mir gewünscht und erhofft hatte. So oder so, ich denke, ich wollte zum Film, und das schien mir in Frankreich sehr schwierig.

War da auch ein Entsetzen über das Niederprügeln der Studentenaufstände? Ja, und es gab eine sehr starke Ideologisierung. Das war wie ein Sprechverbot, wenn man nicht mit den entsprechenden Slogans agierte. Einige Freundschaften sind auch an diesen ideologischen Geschichten zerbrochen. Und Teile der Linken zeigten eine Brutalität, die mir missfiel. Das ist auch Thema im Film, wenn Sie sich an die Szene mit dem Théâtre de l'Odéon erinnern, wo ausgerechnet die, welche die Dialoge in Gang brachten, die sich für etwas einsetzten, vom Übereifer und mit ideologischen Slogans niedergemacht wurden. Damit konnte ich mich nicht identifizieren.

Wie hat sich das weiterentwickelt, und wie war das in Deutschland? In Deutschland hatten wir auch Maoisten. Andererseits habe ich Anregungen aus der Studentenbewegung aufgegriffen. Als ich 1969 den Filmclub und die Galerie mit Druckerei aufbaute, ein kleines Kulturzentrum mit Café in Zusammenarbeit mit der Uni Konstanz, da war das so eine Idee, die durchaus aus dem Mai 1968 kam, nämlich Kunst für alle zugänglich zu machen. Und mir ging es auch darum, dass man gute Kunst zu einem

Preis verkaufen kann, den die Leute sich leisten können. Da habe ich eine Edition von Multiples und Grafiken von tollen Künstlern herausgebracht sowie Ausstellungen organisiert mit heute sehr berühmten Popartisten wie Kitaj und Hockney, und sogar ein Happening mit Vostell gemacht. Es sollten auch andere als die üblichen Intellektuellen partizipieren. Sowas fand ich wichtig und habe das sehr ernst genommen, aber die Vergötterung von Mao konnte ich nicht verstehen.

Verkehrten Sie in Paris auch in queeren Kreisen? Ja, wenn ich tanzen ging, was ich sehr gerne und regelmäßig tat.

Aber meist hatten Sie mit älteren Männern zu tun? Sie meinen die Schriftsteller und Künstler in der Librairie Calligrammes? Aber da waren auch Frauen, zum Beispiel Claire Goll, Annette Kolb, Ruth Fabian und Florence Henri. Sie alle kamen in Picards Buchhandlung, hielten Lesungen oder nahmen an den Diskussionen teil.

Später in Ihren Filmen gehen Sie in eine queere Richtung? Vielleicht am stärksten mit „Madame X“ (1977) und natürlich auch einige Rollenspiele in „Freak Orlando“ (1981), aber das ist nicht das Hauptthema. Mit dem Filmemachen hatte ich in Paris angefangen, mein erstes Drehbuch „Laokoon & Söhne“ (1972) schrieb ich 1970 nach meiner Rückkehr aus Paris, es thematisiert meine Pariser Erlebnisse und Alpträume. Alle Figuren verwandeln sich beständig, so werden die CRS-Polizisten mit ihren langen Schlagstöcken des Mai '68 zu Erinnyen, die aus dem Bodensee auftauchen und ein Atelier mitsamt seinen Kunstwerken zerstören. Aber der Film war schwer umzusetzen. Über drei Jahre habe ich an dem Schwarz-Weiß-Film gearbeitet. Das dauerte so lange, weil ich immer mal tausend oder zweitausend Mark kriegte, und dann konnte ich eine Zeitlang weiterdrehen, mit einer alten Kamera und in Zusammenarbeit mit Freunden. Im Übrigen haben meine Filme immer eine Bandbreite von Themen, Queerness ist nur eines von vielen.



Paris Calligrammes





Über den Tellerrand schauen



Foto Bettina Frenzel
Text Veronika Reininger

Profifußballerin Viktoria Schnaderbeck

„Die Umstände rund um Covid-19 sind extrem schwierig und herausfordernd“, sagt Viktoria Schnaderbeck, eine der österreichischen professionellen Fußballerinnen, die diese Zeit dennoch sehr gut nutzt, um etwas zur Ruhe zu kommen und Platz zu schaffen.

Aber sie hält sich trotzdem sportlich fit, weil sie selbstdiszipliniert ihr Kraft- und Ausdauertraining mit Trainingseinheiten im Fußball kombiniert. Sie fährt mit dem Fahrrad auf den Berg oder ist in den norwegischen Bergen zu Fuß unterwegs, was sich derzeit auch sehr gut anbietet, da sie während der weltweiten Covid-19-Krise bei ihrer Freundin in Norwegen lebt.

Am vierten Jänner 1991 ist Viktoria Sophie Schnaderbeck in Graz geboren und sieht heute ihre Familie als einen wichtigen Anker in ihrem Leben, wo sie sich gerne aufhält. Sie sieht sich selbst als eine Frau mit klaren Werten, die für Offenheit und Toleranz steht. Seit die 29jährige Profifußballerin im Dezember 2019 öffentlich ihr Coming-out, lesbisch zu sein, machte, ist sie darüber auch etwas erleichtert. Denn sie könne nun zu 100 Prozent in der Öffentlichkeit auftreten, wie sie will, sagt Schnaderbeck. Viel hat sich danach aber nicht verändert, denn ihre Familie, FreundInnen sowie aktive und ehemalige Kolleginnen im Fußball haben davon schon vorher gewusst. Dennoch waren die vielen positiven Rückmeldungen auf ihr Coming-out sehr erfreulich zu lesen, wie zum Beispiel die Kleine Zeitung am 19. Dezember 2019 geschrieben hatte: „ÖFB-Teamkapitänin Viktoria Schnaderbeck hat sich öffentlich zu ihrer Liebe zu einer Frau bekannt. Und das ist auch gut so“.



Schnaderbeck, die mit hohem Anspruch stets das Beste von sich selbst verlangt, sagt: „Ich mache immer das, was ich für richtig halte“. Mit sieben Jahren hat sie aktiv mit Fußballspielen begonnen. Dieser Ballsport ist auch

seit Generationen eine Art traditioneller Sport in ihrer Familie: Bereits ihr Uropa kickte in ihrer steirischen Heimatgemeinde in Bernsdorf, nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, ebenso ihr Großvater, und ihr Vater wäre auch fast beim Sportverein Sturm Graz unter Vertrag gekommen, wäre da nicht eine Verletzung und letztendlich die Entscheidung für den familiären Landwirtschaftsbetrieb im Vordergrund gestanden.

Viki, wie die Fußballspielerin auch von den meisten in ihrem Umfeld genannt wird, wuchs in vier Generationen einer Großfamilie auf. Sie habe viel in der freien Natur mit Fußballspielen und auf den landwirtschaftlichen Feldern ihrer Familie eine wunderschöne Kindheit erlebt, sagt Schnaderbeck. Ihr soziales Umfeld und ein soziales Beisteuern zur Gesellschaft sind ihr genauso wichtig wie die Toleranz gegenüber ihren Mitmenschen.

Zielstrebig und ehrgeizig verfolgt sie ihre Projekte und ihren beruflichen Weg zur Profifußballerin. Schon mit 12 Jahren hat sie im steirischen Leistungszentrum Weiz ihre Fußballkarriere begonnen. Dort trainierte sie sechs Mal in der Woche als einziges Mädchen unter lauter pubertierenden Jungen, was oft nicht einfach war. Aber ein Jahr später kam ihr Bruder hinzu, worüber sie etwas erleichtert war. Eine wichtige Angelegenheit ihres Herzens sei es aber auch, den weiblichen Nachwuchs im Profi- und Amateurligabereich besonders aktiv zu fördern, sagt sie.

Mit 17 ist sie beim FC Bayern München zum ersten Mal im Ausland unter Vertrag gekommen, wo sie sich allerdings gleich nach den ersten zehn Minuten ihres Debütspiels einen Kreuzbandriss zuzog. Frustrierend, aber sie hielt durch. Schließlich hat sie in ihren verschiedenen Verletzungsphasen ein hohes Durchhaltevermögen bewiesen. Seit 2007 hat Schnaderbeck elf Jahre lang für FC Bayern München und im österreichischen Nationalteam der Frauen im Mittelfeld gespielt, wo sie auch Kapitänin ist und sagt: „Ich bin stolz auf mein Team“. Denn 2017 ist das Team zum ersten Mal in einer Europameisterschaft gewesen und ins Halbfinale aufgestiegen, nur aufgrund eines verlorenen Elfmeterschießens wurde knapp der Finaleinzug verpasst. Tatsächlich war das Ziel von Schnaderbeck schon immer, Profifußballerin zu werden. „Aber die Ernsthaftigkeit und das Wissen, was es bedeutet, professionell Fußball zu spielen, habe ich im Laufe der Jahre verstanden: auf vieles zu verzichten und viel zu trainieren“, sagt sie. Sie achtet dabei auch auf eine ausgewogene und gesunde Ernährung, um bestmöglich fit und gesund zu bleiben, auch wenn sie ab und zu gerne nascht.



Aufgrund der Covid-19-Gesundheitskrise wurden die Europameisterschaft des Männerfußballs sowie die Olympischen Spiele auf das Jahr 2021 verschoben. „Daher ist es ein logischer Schritt gewesen, auch die EM der Frauen um ein Jahr nach hinten zu verschieben“, sagt Schnaderbeck. Bei einem eigenen Fußballturnier in einem eigenen Jahr sollten die Spielerinnen auch mehr Aufmerksamkeit, Reichweite, Fans und Sponsoring bekommen.

Vergleichsweise haben die Männer in Österreich noch nicht so viel geschafft wie die Frauen mit dem Halbfinale der EM. Dennoch dürfen nur die höchsten Spielklassen der männlichen österreichischen Bundesliga ihre Spiele fortsetzen, während die Spiele der Frauen-Bundesliga in Österreich zur Gänze abgebrochen wurden. Die notwendigen PCR-Tests vor Spielbeginn auch für die Frauen durchzuführen, um keine mit Covid-19-Virus Infizierten zu bestätigen, sei zu teuer, heißt es in der Onlinezeitung derStandard.at.

Auf die Frage, ob dies eine Ungerechtigkeit der Geschlechter im Sport sei, antwortet Jasmin Eder, eine der Mitspielerinnen von Schnaderbecks Team, über Social Media mit Nein. Aber auch die Teamkapitänin stimmt ihrer Mitspielerin zu und sagt, die österreichische Bundesliga der Frauen werde als Amateur-Liga bezeichnet, weil die infrastrukturellen und finanziellen Rahmenbedingungen für eine Profi-Liga bei den Fußballvereinen noch fehlen. Daher könne der österreichische Frauenfußball in der höchsten Spielklasse der Bundesliga auch nicht mit der Bundesliga der Männer verglichen werden.

Die Frage laute aber, ab wann Personen und Firmen sich entscheiden, mit Zeit- und Geldressourcen in den österreichischen Frauenfußball zu investieren, damit dieser in der österreichischen Gesellschaft endlich gleichwertig akzeptiert wird. Der Frauenfußball müsse neben der medialen Berichterstattung auch in den Köpfen präsent sein sowie innerhalb der Vereine, in den Strukturen des ÖFB und der Landesverbände auf dem gleichen Niveau wie der Männerfußball verankert sein, um die nächsten Schritte gehen und einen tatsächlichen Vergleich machen zu können, sagt Schnaderbeck.

Im Oktober 2018 wechselte Schnaderbeck zum englischen Verein Arsenal London. Ein Jahr später folgte ihr Teamkollegin Manuela Zinsberger. „Im Unterschied zum österreichischen Frauenfußball können wir den Frauenfußball in Deutschland und England als Profi-Liga bezeichnen“, sagt Schnaderbeck. Die große Begeisterung der Fans für den Fußball erlebe sie als das Besondere beim englischen Fußball: Es kommen auch viel mehr Menschen zu allen Spielen in das Stadion. Die Fankultur wird in England stärker ge-

lebt, weil der Fußball einen zentralen Stellenwert einnimmt und für die Fans sind die Vereinsspiele von Arsenal London der Männer wie der Frauen gleich wichtig, sagt die Profifußballerin.

In London bekomme sie viele Eindrücke mit dem pulsierenden englischen Leben, was sie flasht. Sie genieße es auch in die Stadt hineinzufahren, um zu entspannen. Danach sei sie aber wieder froh, nach Sankt Albans, ihrem Wohnort nördlich von London, zurückzukommen. Ihre freie Zeit verbringt sie auch gerne gemütlich auf dem Sofa, um zu lesen, trifft FreundInnen oder lernt neue Restaurants kennen. Jedoch welche Chancen oder Risiken Brexit, also der Austritt Großbritanniens aus der Europäischen Union, für die Profifußballerin ergebe, erfahre sie frühestens Ende Jänner des Jahres 2021, wenn neue Entscheidungen bekannt werden.

In der Zeit außerhalb ihres Fußballsports arbeitet sie einerseits noch an ihrem Masterstudium Wirtschaftspsychologie, andererseits als Botschafterin der Hilfsorganisation Jambo Bukoba in Afrika. Sie widmet sich dem sozialen Bereich, um für verschiedene Projekte in Tansania Geldspenden einzusammeln. „Ich freue mich, wenn ich einigen Menschen auch weiterhelfen kann“, sagt sie als sogenannte Speakerin, die dabei auch versucht, ihre Impulse an andere weiter zu geben.

Von ihrem Verdienst als Profifußballerin kann sie aktiv leben, aber nicht aussorgen, also muss sie nach ihrer Fußballkarriere noch anderen Arbeiten nachgehen. Deshalb hat sie als Speakerin ihr zweites berufliches Standbein aufgebaut. Dabei spreche sie KundInnen aus den Bereichen Wirtschaft, Bildung und Sport an, um ihre Geschichten und Erlebnisse zu erzählen und anzuwenden. Einer ihrer Themenblöcke beinhaltet zum Beispiel die Frauenpower im Spitzensport, die Chance als Frau in der Gesellschaft, teambildende Erlebnisse, aber auch wie sie mit Klischees und Rückschlägen umgeht, um stärker auf den Sportplatz zurückzukehren. Als Speakerin bereitet sie, in Zeiten der Covid-19-Gesundheitskrise, vor allem ihre Vorträge für den virtuellen Raum vor.

Abschließend sagt die 29-Jährige: „Schritt für Schritt gehe ich offen an meine privaten und beruflichen Pläne heran und versuche stets über meinen Tellerrand hinaus zu blicken, um nicht nur beim Fußball an der Stadionmauer zu enden, sondern verantwortungsvoll darüber hinaus auch voran zu gehen“.





WERDE MITGLIED DER HOSI WIEN!

Durch eine Mitgliedschaft unterstützt du die wichtige Arbeit des Vereins und kommst in den Genuss zahlreicher Vorteile:

- ▽ **Gratis HOSI-Ansteckpin und Regenbogen-Aufkleber**
- ▽ **Gratis-Zusendung der LAMBDA-Nachrichten zu dir nach Hause**
- ▽ **Nutzung des Serviceangebots (Information, Gruppenabende etc.)**
- ▽ **Ermäßigter Eintritt beim Regenbogenball**
- ▽ **Ermäßigter Eintritt bei diversen HOSI-Wien-Veranstaltungen**

HOMOSEXUELLE INITIATIVE (HOSI) WIEN

1. Lesben- und Schwulenverband Österreichs

Außerdem erhältst du verschiedene Sonderkonditionen bei anderen Vereinen, Lokalen/Geschäften, bei Mobilität, Theater/Bühnen und Veranstaltungen.

Wenn du aus welchen Gründen auch immer kein Mitglied werden willst, kannst du uns auch mit einer Spende unterstützen – wir freuen uns über Beträge in jeder Höhe!

Alle Details auf www.hosiwien.at/vorteile

Mitglied der ILGA, IGLYO und EPOA

Heumühlgasse 14/1, 1040 Wien

An dieser Adresse befindet sich auch **Das Gugg**, unser Café und Vereinszentrum.

gefördert durch



ZVR-Nr. 524534408
UID: ATU 64602914
Tel. 01 2166604

Internet

www.hosiwien.at
www.facebook.at/HOSI.Wien
www.facebook.at/dasGugg
office@hosiwien.at

Spendenkonto

AT92 1400 0100 1014 3980
BAWAATWW
(BAWAG P.S.K.)

Datenschutz

Mit diesem Antrag suchst du um die außerordentliche Mitgliedschaft in der Homosexuellen Initiative (HOSI) Wien mit allen Rechten und Pflichten an. Zum Zwecke der Erfüllung der Vereinsaufgaben gemäß unseren Vereinsstatuten (www.hosiwien.at/statuten) verarbeiten wir bzw. von uns für diese Erfüllung beauftragte Vertragspartner*innen folgende personenbezogene Daten von dir: •Name •Geburtsdatum •Anschrift •E-Mail-Adresse •Telefonnummer •Bankverbindung.

Deine Daten werden für die Dauer der Mitgliedschaft bei uns gespeichert. Für den Fall deines Austritts aus dem Verein werden deine Daten zur Erfüllung unserer gesetzli-

chen Aufbewahrungspflicht für die gesetzlich vorgeschriebene Dauer teilweise oder vollständig gespeichert und danach gelöscht. Als Teilnehmer*in an Veranstaltungen unseres Vereins werden deine personenbezogenen Daten, soweit diese für die Anmeldung oder Teilnahme an den Veranstaltungen erforderlich sind, gespeichert.

Wir dürfen dich darüber hinaus informieren, dass im Rahmen unserer Vereinsveranstaltungen möglicherweise Fotografien, Ton- und/oder Videoaufnahmen erstellt werden. Diese Aufnahmen können in verschiedenen Medien (Print, TV, Online) und in Publikationen (Print, Online) unseres Vereins Verwendung finden.

BEITRITTSERKLÄRUNG

Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien
Heumühlgasse 14/1, 1040 Wien
ZVR-Nr. 524534408

+43(0)1/216 66 04
office@hosiwien.at



Ausgefüllte Beitrittserklärung bitte an die HOSI Wien senden oder im Gugg abgeben.

Vorname	Nachname	Geburtsdatum T T M M J J
---------	----------	-----------------------------

Straße, Hausnummer/Stiege/Tür

IBAN A T	PLZ	Ort
BIC A T	Telefonnummer	
BANK	E-Mail	

Abbuchung Mitgliedsbeitrag: halbjährlich jährlich

Ich ermächtige die HOSI Wien, den Mitgliedsbeitrag von meinem Konto mittels SEPA-Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der HOSI Wien auf mein Konto gezogenen SEPA-Lastschriften einzulösen.

Ich kann innerhalb von 56 Tagen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Unterschrift

SEPA-Ceditor-ID
der HOSI Wien:
AT16MBZ0000017884

Ich unterstütze die Arbeit der HOSI Wien durch monatlich

€ 8,- Normalmitgliedsbeitrag
 € 4,- ermäßigten Mitgliedsbeitrag*
 € 15,- Fördermitgliedschaft

Die Zahlung erfolgt

per Lastschrift
 per Überweisung
 in bar

* für Studierende und Erwerbslose

Ich möchte den Vereinszweck fördern und erkläre meinen Beitritt zum Verein Homosexuelle Initiative (HOSI) Wien als außerordentliches Mitglied.

Datum

Unterschrift

Außerordentliche Mitglieder sind berechtigt, an allen Veranstaltungen des Vereins teilzunehmen und dessen Einrichtungen und Vergünstigungen zu nutzen. Mit der außerordentlichen Mitgliedschaft ist kein Stimmrecht bei der Generalversammlung verbunden. Eine Kündigung der Mitgliedschaft ist jederzeit zum nächsten Monat per E-Mail oder Brief möglich. Statuten und Leitbild auf www.hosiwien.at/statuten